

TiergartenZeitung

Herausgegeben vom Verein der Tiergartenfreunde Nürnberg und dem Tiergarten Nürnberg

Hallo, ihr da draußen!



Wer schaut da so neugierig aus dem sicheren Bauchbeutel? Das junge Känguru erkundet mit seiner Mutter die neue Umgebung. Wenn die Neugeborenen von ihren Müttern nicht angenommen werden, versuchen die Pfleger, sie mit der Hand aufzuziehen. Das ist ziemlich kompliziert. (Seite 9) Foto: Matejka



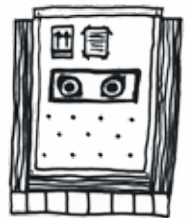
TIERHANDEL:

Tausche Nashorn gegen Flusspferd



SEITE 2

TRANSPORT:



Reise in der Holzklasse

SEITEN 6 - 7

TOLERANZ:

Schlangen sind besser als ihr Ruf



SEITE 12

Frisches Fischfutter nur vom Allerfeinsten

Der Tiergarten Nürnberg setzt auf zertifizierte Produkte aus den Weltmeeren – Fast 70 Tonnen pro Jahr sind für die Versorgung im Aquapark und in der Lagune nötig – Das Qualitätssiegel soll die Bestände in den Ozeanen erhalten helfen

Seit Juli 2013 darf der Tiergarten Nürnberg ein neues Label tragen: MSC-zertifiziert. Was wie ein Prädikat für technische Geräte klingt, bezieht sich auf Futterfische. Delphine, Seelöwen, Eisbären und Pinguine erhalten Heringe, die nachhaltig gefischt wurden. Der Marine Stewardship Council (MSC) ist eine unabhängige und gemeinnützige Organisation, die ein Umweltsiegel für Meerestiere aus nachhaltiger Fischerei vergibt. Ihr Ziel ist es, das weltweite Ausbeuten der Meere zu verringern.

Bereits 2007 initiierte die im Tiergarten Nürnberg angesiedelte Artenschutzgesellschaft für Meeressäugtiere, Yaqu Pacha, mit „Deadline“ eine Kampagne zur Rettung der Weltmeere vor Überfischung, Müll- und Lärmverschmutzung. Denn wenn sich nichts an der gängigen Praxis der Fischerei ändert, brechen die Bestände aller kommerziell genutzten Fischarten bis 2048 zusammen. Dieses Ergebnis präsentierte der kanadische Meeresökologe Boris Worm 2006 in der Zeitschrift Science.

Mit dem Aufruf von Yaqu Pacha, beim Kauf von Fisch auf das MSC-Siegel zu achten, begann die Kooperation mit dem 1997 von dem britisch-niederländischen Lebensmittelkonzern Unilever und dem von der Umweltschutzorganisation WWF gegründeten Marine Stewardship Council. „Der Tiergarten

Nürnberg leistete dem MSC-Siegel eine Art Starthilfe“, so Lorenzo von Fersen, der Kurator für Forschung und Artenschutz des Tiergartens Nürnberg. „Denn 2007 war das MSC-Siegel in Deutschland kaum bekannt.“ Bereits seit 1999 ist der Marine Stewardship Council unabhängig und verwaltet ein Zertifizierungsprogramm für nachhaltige Fischerei. Nach seinen Standards können sich Fischereien freiwillig von unabhängigen Prüfern und Experten bewerten und zertifizieren lassen.



Weltweit gibt es bereits 20 000 MSC-gekennzeichnete Fisch- und Meeresfrüchteerzeugnisse. In Deutschland können Verbraucher inzwischen aus 5326 verschiedenen Produkten mit MSC-Siegel wählen, die sie im Tiefkühl-, Kühl- oder Frischebereich und als Konserven in vielen Supermärkten finden. Beliebte Speisefische wie Alaska-Seelachs, Wildlachs, Eismeergarnele, Kabeljau, Hering, Scholle, Seelachs oder Weißer Thunfisch sind darunter.

„Der Schutz der Meere als Lebensraum hat für den Tiergarten Nürnberg einen hohen Stellenwert“, so von Fer-

sen. „Unsere Delphine, Seelöwen und Eisbären sind Botschafter für ihren ursprünglichen Lebensraum, den wir Menschen zunehmend zerstören.“ Bereits in den letzten Jahren hat der Tiergarten seinen Einkauf von Heringen schrittweise auf Fisch aus nachhaltiger Fischerei umgestellt. Fast 70 Tonnen Fisch insgesamt fressen Moby und Co. jährlich. Die Zertifizierung des Tiergartens verlangt, dass der Fischeinkauf und die Verfütterung des zertifizierten Fisches lückenlos und transparent dokumentiert werden. Nur so ist gewährleistet, dass der Futterfisch bis zu jenem Trawler zurückverfolgt werden kann, der ihn gefangen hat. Dafür darf sich der Tiergarten mit dem MSC-Siegel schmücken. Das trifft übrigens auch auf das Tiergartenrestaurant Waldschänke zu, das ebenfalls das MSC-Zertifikat erworben hat und seinen Gästen Fisch mit MSC-Siegel anbietet.

Der MSC-Standard für die Produktkette gewährleistet, dass das blaue Sym-

bol nur auf Erzeugnissen erscheint, die ausschließlich MSC-zertifizierten Fisch enthalten. „Marktteilnehmer dürfen ihre Produkte erst dann mit dem MSC-Siegel kennzeichnen“, so die Richtlinien der Organisation, „wenn von einer unabhängigen Stelle bestätigt wurde, dass für



Die Robben bekommen zertifizierten Fisch.

ihre Herstellung ausschließlich Fisch aus einer MSC-zertifizierten Fischerei verwendet wurde.“

Die Übereinstimmung einer Fischerei mit dem MSC-Standard wird in der Praxis anhand von 31 Indikatoren abgefragt – ein komplexes, wissenschaftsbasiertes Verfahren, bei dem die Bestandssituation, die Auswirkungen der Fischerei auf

das Ökosystem und das Management der Fischerei bewertet werden. Nachhaltige Fischerei nach MSC-Standard bedeutet also, dass der Fischbestand langfristig gesichert ist, dass die Vielfalt und Produktivität des marinen Ökosystems erhalten bleibt und dass die Fischerei effektiv gemanagt wird. Einigen Kritikern wie zum Beispiel Greenpeace ist der MSC-Standard nicht streng genug und sie bemängeln, dass Fischereibetriebe bereits das MSC-Zertifikat verliehen bekommen, deren Bestände noch nicht das optimale Niveau erreicht haben.

Dieser Ansatz widerspricht aber der Idee des MSC, positive Anreize für ein gewünschtes Verhalten zu schaffen. Fischereien können auch dann zertifiziert werden, wenn sie die Mindest-Nachhaltigkeitskriterien bereits erfüllen, aber „best practice“ noch nicht erreicht haben. Allerdings müssen sie nachweisen können, dass sie willens und in der Lage sind, sich in kurzer Zeit dorthin zu entwickeln. Der Fortschritt wird dann jedes Jahr überprüft.

Derzeit sind 205 Fischereien MSC-zertifiziert. Zusammen fangen diese Fischereibetriebe im MSC-Programm rund zehn Millionen Tonnen Fisch und Meeresfrüchte, was mehr als elf Prozent der gemeldeten Fischfangmenge weltweit entspricht.

Text: Nicola A. Mögel
Foto: Uwe Niklas

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

Wenn wir darüber nachdenken, eine Tierart in ihrem „angestammten Lebensraum“ wieder anzusiedeln, scheitert dieses Vorhaben meist daran, dass es die-



sen Lebensraum nur noch geografisch gibt, ersetzt durch Kulturlandschaften. Ein Platz für wilde Tiere wird weltweit zur Rarität. In Deutschland sind Naturlandschaften fast vollständig verschwunden. Dort, wo sich Natur wieder in den engen Grenzen eines Nationalparks entfalten könnte, scheitert das Vorhaben oft.

Sobald sich Tiere an Kulturlandschaften anpassen, geraten sie allzu oft in Konflikt mit den Menschen. Sei es Wolf, Luchs oder Bär: Wenn sich herausstellt, dass „Natur“ der menschlichen Vorstellung eines Paradieses nicht entspricht, sondern auch mit Gefahr für den Menschen verbunden sein kann, sinkt die Akzeptanz. Selbst die Nürnberger Kreuzottern, eine eher theoretische Gefahr, verunsichern viele Menschen. Der Lebensraum für Tiere ist oft ein Gefahrenraum für Menschen. „Natur“ hat so kaum noch eine Chance. Für die Wiederansiedlung des Bartgeiers in Europa mussten die Menschen erst ihre Angst vor diesen mächtigen Vögeln verlieren. Dann musste die richtige Methode entwickelt werden, und die Zoos mussten eine reproduktive Population aufbauen.

Artenschutz wird immer schwieriger. Er kann sich nicht in Widerspruch zu den Bedürfnissen unmittelbar betroffener Menschen stellen. Deshalb gehört auch die Anpassung wachsender Tiergruppen an die Kapazität zugewiesener Flächen zum leidvollen Management vieler Artenschutzprojekte. Dies gilt auch in Zoos. Dafür die Verantwortung zu übernehmen, ist Teil unserer Arbeit.

Ihr
Dag Encke

IMPRESSUM

Tiergartenzeitung
Jahrgang 4/Ausgabe 7, Oktober 2013
Herausgeber: Verein der
Tiergartenfreunde Nürnberg e.V.
Kontakt: Tiergarten Nürnberg
Am Tiergarten 30
90480 Nürnberg

Redaktion: Petra Nossek-Bock
(verantwortl.), Ute Wolf, Dr. Nicola
A. Mögel, Hartmut Voigt
tiergartenzeitung@googlemail.com

Fachl. Beratung Tiergarten:
Dr. Dag Encke,
Dr. Helmut Mägdefrau

Gestaltung, Illustrationen und
Produktion: Techn. Ausbildung
Verlag Nürnberger Presse,
Larissa Engelhardt, Julia Weber

Druck: Verlag Nürnberger Presse,
Druckhaus Nürnberg GmbH & Co. KG

Auflage ca. 246 000 Exemplare

Ausgabe 8 erscheint im April 2014

Mit freundlicher Unterstützung von:

NÜRNBERGER
Nachrichten

NZ NÜRNBERGER
ZEITUNG

NÜRNBERG

Nashorn zum Nulltarif

Vom Tierhandel zum Tiertauch: Früher mussten Zoos viel Geld für Exoten bezahlen
Heute vermittelt das Europäische Erhaltungszuchtprogramm die Neuzugänge



Vor 20 Jahren musste der Tiergarten noch 110.000 Schweizer Franken für Nashorn Purana zahlen. Heute läuft die kostenlose Tierversmittlung über das Europäische Erhaltungszuchtprogramm (EEP). Nur für wenige Tiere, wie für die Schmetterlinge im Manatihäus (rechts), gibt der Tiergarten heute noch Geld aus.

Als der Nürnberger Tiergarten vor einem Jahrhundert gegründet wurde, war der erste Direktor Karl Thäter monatelang unterwegs, um geeignete Tiere bei Händlern einzukaufen. Reiche Bürger stifteten damals für große Summen Strauße, Mönchsgeier, Affen und einen zahmen Bären. Tierhändler wie die Alfelder Familie Ruhe oder auch der Hamburger Carl Hagenbeck bauten damals ein immenses, Kontinente übergreifendes Imperium auf.

Bis in die 1960er Jahre hinein war der Handel mit Elefanten, Schlangen und Nilpferden eine Selbstverständlichkeit. Man sah den Nutzen auf beiden Seiten: exotische Tiere für Europa, Devisen für die Ursprungsländer. Ob durch die Wildfänge in Afrika oder Asien intakte Gruppen und Sozialstrukturen zerstört wurden, wie stark in eine bestehende Population eingegriffen wurde – darüber machte man sich damals kaum Gedanken.

Erst nach und nach änderte sich die Einstellung. Das Washingtoner Artenschutzübereinkommen von 1973 ist ein Beleg für diesen Wandel: Die vertragliche Vereinbarung, kurz CITES genannt, hatte zum Ziel, den Handel mit wildlebenden Tieren und Pflanzen so weit zu kontrollieren, dass deren Bestand nicht gefährdet wird. Trotzdem betrieben einige Tierhändler das lukrative Geschäft weiter – teilweise auch illegal. So musste sich beispielsweise Walter Sensen aus Hohenstadt 1990

vor dem Amtsgericht Hersbruck wegen des ungesetzlichen Verhöckerns von zwei Gorillas verantworten.

Nürnbergers stellvertretender Tiergarten-Direktor Helmut Mägdefrau warnt aber davor, sich ausschließlich auf das Thema Wildfänge zu konzentrieren, wie es einige Tierschutz-Organisationen tun: „Die Zerstörung des Lebensraums, das Plattmachen ganzer Landschaften wird oft lockerer gesehen als die Entnahme von Individuen aus der Natur.“

Für europäische Zoos wurden die Geschäfte mit Tierhändlern aus einem einfachen Grund seltener: Die Nachzucht in ihren Gehegen entwickelte sich zunehmend besser, der Austausch untereinander sorgte für einen breiten Gen-Pool bei den unterschiedlichen Gattungen. Durch die Einführung von Europäischen Erhaltungszuchtprogrammen (EEP) für immer mehr Tierarten ab Ende der 1980er Jahre stellten die Zoos ihr Bestandsmanagement auf professionelle Beine.

Trotzdem war es eine Zeitlang unter den Zoos noch üblich, bei seltenen Tieren zu zahlen. So erhielt der Nürnberger Tiergarten vor rund 20 Jahren jeweils 10 000 Mark aus Singapur und Japan für den Nachwuchs von Seekühen. Auch Flusspferd „Webby“ sorgte für Einnahmen: Der afrikanische Bulle zeugte seit den 1950er Jahren insgesamt 16 Nachkommen. Teilweise gingen sie an andere Zoos – etwa nach Karlsruhe, teilweise verkaufte man sie oder tauschte sie mit Tierhändlern.

Andererseits überwies der Zoo am Schmausenbuck 1993 noch 110 000 Schweizer Franken für die Nashorn-Dame Purana an den Zoo Basel. Kurze Zeit später war es mit dem Kauf und Verkauf unter (europäischen) Zoos vorbei, es wurde nur mehr getauscht: „Wir hatten das Geld bei Purana in den Sand gesetzt. Das tat natürlich weh“, meint Zoologin Mägdefrau rückblickend, „aber es war der richtige Weg. Die Geschäftemacherei war vorbei, Sachargumente statt Geld entscheiden nun, wohin ein Tier abgegeben wird.“

Ohne Papiere läuft nichts mehr

Die an den EEPs beteiligten europäischen Einrichtungen ordnen sich freiwillig den Entscheidungen des jeweiligen Koordinators unter. Und nicht nur in Europa, auch bei den größeren Zoos weltweit sei es üblich, kein Geld mehr für Nachzuchten zu verlangen.

Tierhandel gibt es aber immer noch – etwa bei Antilopen. Doch laut Fachleuten geht ohne saubere Papiere in Richtung Europäische Union gar nichts mehr. Der Nürnberger Tiergarten gibt nur noch in ganz begrenztem Umfang Geld aus: etwa für die Schmetterlinge im Manatihäus, die spezialisierte Betriebe in Costa Rica züchten. Es kommt also zu keiner Ausplünderung freilebender Bestände am Amazo-



nas. Außerdem beachtet der Nürnberger Tiergarten die „Fairtrade-Regeln“: Schmetterlingsfarmen erhalten angemessene Preise. Der Aufwand für den Tiergarten, selbst Puppen aufzuziehen, ist zu groß. Natürlich habe man einen tiergärtnerischen Ehrgeiz und könne 20 Prozent der exotischen Falter nachzüchten, betont die Tiergarten-Leitung. Doch was darüber hinausgehe, lohne sich nicht.

Biologin Mägdefrau hält es für sinnvoll, bestimmte private Züchter von Vögeln und Reptilien zu unterstützen. Sie besäßen in ihrem Spezialgebiet ein fundiertes Wissen durch Beobachtung und langjährige Erfahrung und seien somit kompetente Ansprechpartner für die Zoos. „Gewinn machen ohnehin die wenigsten, die Bezahlung ist nur eine Anerkennung ihrer Arbeit“, meint der stellvertretende Tiergarten-Chef. Daher hatte man von einem Züchter einen südamerikanischen Vogel für 400 Euro für das Manatihäus erworben.

Nicht nur bei Vögeln, auch bei Waranen oder Chamäleons können diese Privatleute viel Know-how über Lebensgewohnheiten oder Brutbiologie beisteuern. Abgesehen von diesen Sonderfällen gehört die Bezahlung beim Tierhandel aber weitgehend der Vergangenheit an.

Text: Hartmut Voigt
Fotos: Archiv Nürnberger Presse
Tiergarten-Archiv

Tiergarten-Tagebuch

Im Februar 2013 besucht der Nürnberger Fußballstar Javier Pinola seine Ende Januar geborene Namens-trägerin, das kleine Schabrackentapirchen Pinola.

Im März 2013 richtet der Tiergarten das 41. Internationale Symposium der Europäischen Gesellschaft für Meeressäugtiere (EAAM) in Nürnberg aus.

Besuch aus Südkorea: Ein Fernsichteam filmt im Tiergarten im April 2013 Buntmarder, die in ihrer koreanischen Heimat nicht zu sehen sind.

Direktor Dag Encke vertritt den Tiergarten bei der Anhörung zur Delphin-haltung im Bundestagsausschuss für Ernährung am 15. Mai 2013.

Das Mediterraneum wird im Mai 2013 mit dem „Biber“ des Berufsverbands der Zootierpfleger e.V. ausgezeichnet.

Der Verband kinderreicher Familien Deutschland e.V. (KRFD) zeichnet

Ende Juni 2013 den Tiergarten mit dem „Fair Family“ Gütesiegel aus.

Der Umweltausschuss des Deutschen Städtetags trifft sich im Juli 2013 auf Einladung des Nürnberger Umweltreferenten Peter Pluschke im „Blauen Salon.“

Am 26. Juli 2013 verbringen weit mehr als tausend Mitglieder des Vereins der Tiergartenfreunde Nürnberg e.V. einen Abend in der Delphinlagune.

Im September 2013 feiert das Wohnstift am Tiergarten unter Beteiligung

des Vereins der Tiergartenfreunde sein 40-jähriges Bestehen.

Mitte September 2013 präsentiert Helmut Mägdefrau bei der Gesellschaft für Tropen-Ornitologie in Ehlscheid bei Koblenz das Manatihäus als „Großvoliere nicht nur für Vögel“.

Ende September 2013 vertreten beide Direktoren, Dag Encke und Helmut Mägdefrau, den Tiergarten auf der Jahrestagung des Europäischen Zooverbands (EAZA) in Schottland.

Text: Nicola A. Mögel

Frei wie ein Vogel

Ausgewilderte Bartgeier erobern sich ihr Revier in Südspanien schnell

Bartgeier reißen Lämmer und töten Kinder: Das glaubten lange Zeit viele Alpenbewohner. Deshalb wurden die majestätischen Greifvögel beinahe ausgerottet. Mittlerweile ist der Bartgeier in die Berge zurückgekehrt – auch dank der Zucht im Tiergarten Nürnberg.

Es war eine lange Reise für den jungen Bartgeier. Im Juni fuhr er zwei Tage lang in einer Holzkiste vom Tiergarten Nürnberg in die Sierra Cazorla im Süden Spaniens. Dort ging es hoch ins Gebirge und rein in eine Höhle. Der Kistendeckel öffnete sich, und der drei Monate junge Greifvogel konnte rauschöpfen, in seine neue Freiheit. Menschen, die sich fortan nicht mehr in seiner Nähe blicken lassen, hatten es aus Schafwolle und ein paar Ästen gebaut. Sie warfen auch Knochen und Kadaverstücke in ein Röhrensystem, das in der Höhle endete. Dem Geier rutschte das Futter direkt vor die Klauen. Er musste in den 30 Tagen, bevor er flügge wurde, also nicht verhungern.

„Diese Art der Auswilderung haben wir in unserer Zuchtstation in Haringsee bei Wien entwickelt“, sagt Hans Frey. Zehn Jahre lang erforschte der Veterinärmediziner und Wildtierexperte dort, welche Methode der Freilassung in die Wildnis am meisten Erfolg verspricht.

„Das ‚Hacking‘ erwies sich schließlich als die Beste“, so Frey. Dabei verbringen zwei bis drei junge Bartgeier rund einen Monat im menschengemachten Nest. „Das Nest wird zum Geburtsort der Geier, die Tiere binden sich an ihren neuen Lebensraum und werden später auch dorthin zurückkommen, um einen Partner zum Brüten zu finden“, erklärt Frey.

Vom Atlasgebirge bis nach Zentralasien

Mit der flächendeckenden Auswilderung in Europa geben Umweltschützer, Zoologen und Wissenschaftler den Bartgeiern eine zweite Chance. Diese Tiere verdanken ihren Namen dem Federbart unter dem Schnabel. Sie haben eine Flügelspannweite von fast drei Metern und werden bis zu sieben Kilogramm schwer. Damit sind sie die größten Greifvögel Europas. Einst zogen sie ihre Kreise vom Atlasgebirge über Spanien, den Alpenraum, die Balkangebirge, Ost- und Südafrika bis in die Gebirge Zentralasiens.

Doch Anfang des 20. Jahrhunderts waren die Tiere in den Alpen ausgerottet. Der Volksmund taufte den Vogel seinerzeit „Lämmergeier“. Die Bewohner der deutschsprachigen Alpen glaubten, der Bartgeier würde junge Schafe reißen. Selbst kleine Kinder sollten davongetragen haben. „Ein Histori-

ker in Österreich meinte, dass die Bartgeier offenbar sehr selektiv uneheliche Kinder um die Ecke gebracht haben“, sagt Helmut Mägdefrau, der stellvertretende Direktor des Tiergartens Nürnberg. Die Folgen solcher Schauermerchen waren verheerend: 1913

wurde in Italien im Aostatal der letzte Bartgeier erlegt. Dabei ernähren sich die Tiere natürlich nicht von Babys und Lämmern, sondern hauptsächlich von Aas. An die toten Tiere gehen sie meist erst heran, wenn Mönchs- und Gänsegeier schon das meiste Fleisch weggefressen haben. Übrig bleibt das Lieblingsgericht auf dem Speisezettel der Bartgeier: Knochen. Die macht ihnen kein anderes Tier streitig. Der sehr aggressive Säurecocktail in ihren Mägen zersetzt sie in ihre nahrhaften Bestandteile: 12 Prozent Proteine, 16 Prozent Fett und ein paar lebenswichtige

Mineralstoffe enthält ein bleicher Knochen. Ist er bis zu 30 Zentimeter lang, kann ihn ein Bartgeier problemlos schlucken. Mit größeren Knochen steigen die Vögel einfach in die Luft und lassen sie aus der Höhe auf die Felsen krachen. Durch die Wucht des Aufpralls zersplittern die Knochen in schnabelfertige Portionen.

Heute „regnet“ es auch in den Alpen wieder regelmäßig Knochen. Der „Knochenbrecher“, wie der Bartgeier auf Spanisch heißt, ist zurück in einem seiner angestammten Gebiete – dank eines der aufwendigsten und erfolgreichsten Artenschutzprojekte der Welt. Anlass für das Projekt war der erste Bruterfolg im Alpenzoo Innsbruck im Jahr 1973. „Das war eine Sensation“, sagt Hans Frey über die erste geglückte Nachzucht in einem Zoo. Schon vorher sei der Versuch unternommen worden, gefangene Tiere beispielsweise aus Afghanistan wieder in den Alpen anzusiedeln. Doch die importierten Wildfänge verendeten meist, weil sie krank waren oder verhungert sind. Mit der Nachzucht in Tiergärten hoffte man, dieses Problem umgehen zu können.



Mitarbeiter des spanischen Artenschutzprojekts markieren den Bartgeier, um ihn später in der Bergwelt leichter zu erkennen.

Einfach nur ein Küken im Gebirge auszuwildern, ist aber noch kein Erfolgsrezept. Es brauchte eine internationale Kooperation. Also wurden in den 1970er Jahren viele Zoos um ihre Mitarbeit gebeten. Zahlreiche Vögel wurden nach Haringsee gebracht, wo eine Greifvogel-Zuchtstation entstanden ist, die Frey bis heute leitet. Der Tierarzt hat den Großteil seines beruflichen Lebens den Bartgeiern gewidmet. Heute sind 35 Zoos an dem Projekt beteiligt. Die Naturschutzorganisation World Wide

Fund for Nature (WWF) war in der Geburtsstunde genauso dabei wie die Frankfurter Zoologische Gesellschaft

bahn geschlüpft und ausgeflogen. Diese Zahlen übertreffen die Erwartungen bei Weitem, sagt Hans Frey: „Teilweise brüten die Vögel nun schon in der zweiten Generation.“

Die Verluste seien minimal gewesen. Die Überlebensrate der ausgewilderten Tiere sei sogar größer als die in den natürlich vorkommenden Populationen. „Das war auch für uns ein Aha-Erlebnis, wie viele Knochen in und um die Felspalten herum liegen“, so Frey.

Mit dem Aussetzen allein ist die Arbeit längst nicht getan. Das Projekt wird wissenschaftlich begleitet. Jeder Jungvogel ist optisch markiert, damit er sich schnell zuordnen lässt: Einige gebleichte Federn bilden ein Muster, das auch aus der Ferne gut zu erkennen ist. Diese „Blondierung“ verschwindet allerdings nach der ersten Mauser im Alter von zwei bis drei Jahren. Deshalb wandert von jedem Vogel eine DNA-Probe in eine Schweizer Gendatenbank.

Später

schaft, die damals einen Großteil der Finanzierung übernahm. Die Kosten des Projekts, das seit 35 Jahren läuft, kann Hans Frey nicht genau beziffern. Es sei einfach „unglaublich teuer“. Helmut Mägdefrau spricht sogar von einem „idiotisch teuren Projekt“. „Das Geld hätte man besser schon im Vorfeld in den Schutz der Tiere gesteckt, statt nun im Nachhinein mühsam alles wieder aufzubauen, was früher schon einmal da war“, sagt Mägdefrau.

1986 konnten dann die ersten Jungtiere in den österreichischen Hohen Tauern und in den Savoyer Alpen in Frankreich ausgewildert werden. Später wurden die Tiere auch in den französisch-italienischen Meer Alpen und im Engadin in der Schweiz wieder angesiedelt. Bis heute sind 197 Bartgeier in den Alpen freigelassen worden. 1997 brüteten sie erstmals wieder. Seitdem sind 109 „Alpengeier“ in freier Wild-

reicht schon eine gefundene Feder, um einen Vogel zu identifizieren. Einige Tiere werden mit Sendern ausgestattet, die acht Jahre lang Daten über die Flugrouten liefern

Mittlerweile sind Auswilderungen im Alpenraum die Ausnahme. Rein zahlenmäßig gibt es wieder genügend Tiere, um den Bestand zu sichern. Doch die Bartgeier wurden auch in anderen Regionen Europas ausgerottet. Im Süden Spaniens zum Beispiel lebten die Vögel bis 1985. Dann ordneten die Ämter eine Vergiftungsaktion gegen Füchse

an. „Dabei sind alle Bartgeier draufgegangen“, sagt Hans Frey. Nun sollen auch in Spanien wieder Tiere angesiedelt werden. Dass sie sich unbehelligt vermehren können, dafür soll nun eine rigorose Gesetzgebung sorgen. Sollte man noch einmal giftige Köder finden, werden die Behörden die Jagd in dem Gebiet untersagen.

Krankheiten gefährden ganze Populationen

Weitere Gebiete für Bartgeier sind schon im Blick: etwa auf dem Balkan oder im gesamten ehemaligen Jugoslawien. Es gibt also genügend Arbeit für die nächsten Jahre. „Alles andere wäre doch auch langweilig“, sagt Frey, der seit 2009 im Ruhestand ist. Außerdem könnte der Erfolg von kurzer Dauer sein. Denn die neue Population in den Alpen fußt auf gerade einmal 34 Gründertieren. „Die Tiere könnten langfristig von einer Krankheit komplett dahingerafft werden“, befürchtet der Veterinär.

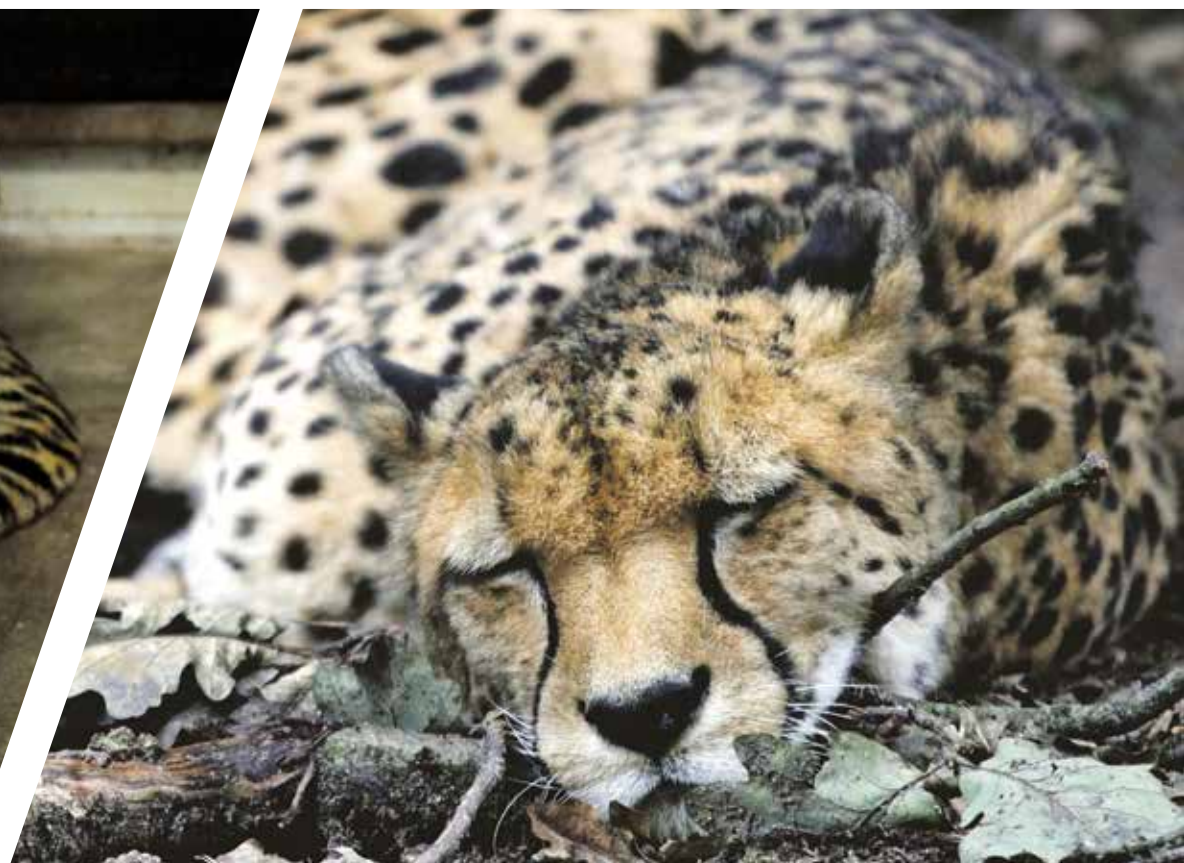
Um dies zu verhindern, versuchen die Forscher, frische Gene in die Gruppe zu bringen. Deshalb werden in den letzten Jahren verstärkt in den französischen Cevennen Bartgeier freigelassen. Die Cevennen liegen auf halbem Weg zwischen den Alpen und den Pyrenäen, wo die Greife nicht ausgerottet wurden und schon immer über die Gipfel glitten. Nun müssen sich die Tiere nur noch finden.

Kreuzen sie sich, so wird die genetische Basis breiter, und die Anfälligkeit für Krankheiten nimmt ab.

Auch aus dem Tiergarten Nürnberg wurden immer wieder Tiere ausgewildert. Obwohl der Zoo mit kurzen Unterbrechungen schon seit 1965 Bartgeier hält, schlüpfte erst 1997 der erste Nürnberger Geier. Kurze Zeit später kam er in den Nationalpark Argentera-Mercantour. Der letzte Bartgeier schlüpfte in diesem Frühjahr – und ist nun im Himmel über den südspanischen Bergen zu finden.

**Text: Christian Schiele
Fotos: M. Giordano & G. Nicolazzi
Tiergarten**





Ob beim Fressen oder beim Verdauungsschlaf, die kleinen Geparden fühlen sich sichtlich wohl. Dennoch löst ihre Haltung in Zoos immer wieder Diskussionen aus.

Zu wenig Platz für Supersprinter?

In der Natur lauern weitaus mehr Gefahren auf die Geparden und andere seltene Arten als in einem fränkischen Zoogehege. Häufig übertragen die Besucher fälschlicherweise ihre eigenen Maßstäbe und Erfahrungen auf die Wildtiere.

Sie sind schnell, schön und erobern leicht das Herz der Besucher. Geparden sind Sympathieträger im Nürnberger Tiergarten. Vor allem die Jungtiere erweisen sich immer wieder als Publikumsmagnete. Aber die schnellsten Katzen der Welt wecken auch Zweifel bei manchem Tierfreund. Es geht meist um die Frage, ob es richtig ist, solche Bewohner von Savannen und Steppen in ein relativ kleines Gehege zu sperren. Diese Überlegungen sind für den Tiergartendirektor Dag Encke ein gefundenes Fressen. Wenn er sich mit den häufig geäußerten Bedenken auseinandersetzt, holt er zum großen Rundumschlag aus. Schließlich ist ihm bewusst, dass Politiker ähnlich denken. Nur dass diese mit ihrem gesetzlichen Regulierungswillen das Schicksal ganzer Populationen von Tieren maßgeblich beeinflussen. Weil sich die meisten Menschen gerne von der menschlichen Sichtweise leiten lassen, kommt es aus Sicht von Zoologen häufig zu Missverständnissen darüber, was den Tieren wirklich nützt und was nicht.

Stress exakt messbar

Um herauszufinden, welche Art Stress das Tier erleidet, sind einige wissenschaftlich exakte Methoden entwickelt worden. Das ist für Encke die einzige Art, Auskunft über das Wohlbefinden der Tiergarten-Bewohner zu erhalten. Das Stresshormon Cortisol, das beispielsweise in Haaren nachweisbar ist, gehört zu den wichtigen Indikatoren für die Bewertung, ob das Tier artgerecht untergebracht ist. Denn das Stresshormon wird verstärkt gebildet, wenn das Tier Angst hat, sich bedroht fühlt oder sozialen Konflikten ausgesetzt ist.

Da ein Gepard in seinem Gehege am Schmausenbuck vor seinen Feinden gut geschützt ist, meistens allein lebt und einen geregelten Tagesablauf hat, sind die Stressfaktoren so gering, dass es eher eine Herausforderung sei, das Tier trotzdem auf Trab zu halten, sagt Encke. Deswegen lassen sich die Tierpfleger allerlei einfallen, um die Neugierde oder, besser gesagt, das Jagdverhalten der Tiere nicht einschlafen zu lassen. Dafür wurden extra Vorrichtungen ausgetüftelt, die das Jagen

der Beute anstrengend und abwechslungsreich machen.

Dass ein Gepard in seinem Gehege seine Spitzenleistung, ein Lauftempo von bis zu 100 Kilometern in der Stunde, nicht entfalten kann, ist nachvollziehbar. Zoologe Encke sieht die besonders ausgeprägte Fähigkeit zu schnellen Sprints ganz emotionslos. Der Gepard ist in freier Wildbahn dazu fähig, aber nur, damit er seine ebenfalls sehr schnelle Beute erwischt. Nach einer solchen extremen Belastung sei der Gepard ausgepumpt und liege erst einmal etwa 40 Minuten neben seiner Beute, um sich zu erholen, bevor er sie verzehren könne. Diese Phase sei sehr kritisch, weil andere Tiere ihm das Futter streitig machen könnten. Doch die Energiereserven der schnellen Katze reichen lediglich für zwei bis drei solcher extremen Läufe aus. Danach würde der Gepard entkräftet sterben, falls ihm kein Erfolg beschert ist, meint der Zoodirektor. Denn um die Geschwindigkeit überhaupt zu erreichen, habe die Großkatze ein genau austariertes Gewicht. Jedes Gramm zu viel gefährde ihr Leben ebenso wie jedes Gramm zu wenig.

Dieser harte Überlebenskampf fällt im Tiergarten weg, was Encke zu den positiven Punkten der Haltung von Geparden

in Zoos zählt. Ein weiterer Aspekt ist ebenfalls provokant, aber einleuchtend. „Heute gibt es keinen Platz mehr für wilde Tiere in der Natur“, ist der Direktor überzeugt. Die „Naturverklärtheit“ sei anachronistisch. Es gebe keinen Winkel auf der Erde, der nicht von Menschen beeinflusst sei. In der Heimat der Geparden, die laut Wikipedia insgesamt 24 afrikanische Staaten umfasst, leben die Bewohner häufig von Viehzucht. Sie verjagen oder töten die Wildkatzen. Hier liegt die Hoffnung auf dem Tourismus, der für die Einheimischen eine lukrative Einnahmequelle bedeutet. Naturschutzprogramme, die auf Ausgleichszahlungen für erlittene Schäden durch Wildtiere setzen, sind ein weiteres Schutzinstrument.

Eingriff treibt Population nach oben

„Ohne sozio-ökonomische Konzepte lässt sich Artenschutz nicht betreiben“, betont Encke. Durch das Eingreifen der Menschen werde die Population bei den Geparden nach oben getrieben. Das Erhaltungszuchtprogramm, die strenge Regulierung von Wildtierfängen und die

Stigmatisierung von privaten Züchtern ergeben insgesamt eine Situation, die von einem komplexen Regelwerk dominiert wird. Encke meint, dass dies nur effektiv sein kann, „wenn der Mensch sich selbst zurücknimmt“. Er müsse dem Tier die richtigen Fragen stellen, ohne zu versuchen sich in es hineinzusetzen und seine eigenen Gefühle auf das Tier zu übertragen. Denn der Mensch verfügt über einen ganz anderen Erfahrungshintergrund als das Tier, erläutert Encke einen wichtigen Grundsatz im Umgang mit Tieren, der auch einen wissenschaftlichen Hintergrund hat.

Bei der Fortpflanzung der Geparden im Nürnberger Tiergarten wird deutlich, wie elementar diese Unterscheidung zwischen menschlicher und tierischer Perspektive ist. Während die Besucher sicherlich häufig denken, warum ist denn die arme Gepardin allein im Käfig, ist es aus zoologischer Sicht unabdingbar die Tiere zu trennen. Wenn Männchen und Weibchen ständig innerhalb eines Geheges gehalten werden, funktioniert das nicht, weil die Gepardin nicht läufig wird. Nur die räumliche Trennung setzt den Fortpflanzungstrieb in Gang. Damit die Mutter den Nachwuchs säugen kann, muss mehr als ein Junges zur Welt kom-

men. Die Wurfstätte platzierten die Geparde in der Regel weit weg von der Tür, durch die ihre Pfleger ein- und ausgehen, nämlich ganz nah an den Besucherweg. „Von dort aus droht keine Gefahr, hat das Tier gelernt. Denn bisher hat noch kein Besucher den Zaun überwunden“, erklärt Experte Encke. Inzwischen dürfen die Jungtiere übrigens länger als bisher bei der Mutter bleiben. In diesem Punkt hat der Tiergarten dazugelernt. Nun lebt die Tierfamilie bis zu zwei Jahre zusammen. Hintergrund ist das soziale Lernen für ein gesundes Selbstbewusstsein. Wenn die kleinen Geparden früher in andere Zoos abgegeben werden, sind sie noch zu klein. Auch hier gilt es zwischen den Interessen des Muttertiers, das ab einem gewissen Zeitpunkt vom Nachwuchs genervt ist, und den Bedürfnissen der Jungen eine Balance zu schaffen.

Jagdinstinkt brach durch

Und wie sehen die Kleinen das? Immerhin hat der Ausbruch eines jungen Geparden Besucher und Medien gleichermaßen in Aufregung versetzt. Dieser Drang, die Bäume hochzuklettern, sei ganz normal und verschwinde, wenn die Tiere größer werden, erläutert Encke. Dass es beinahe zur Katastrophe gekommen ist, liege am Eingreifen des Menschen. Denn als der kleine Gepard in der Astgabel hängen geblieben ist, wollte ihm der Tierpfleger zu Hilfe eilen. Von der Mutter war dieses Vorgehen aber als Bedrohung empfunden worden. Sie hat ihre anderen Jungen gewarnt, sodass sie die Flucht antraten. Bei einem weiteren Zwischenfall, diesmal mit dem erwachsenen Männchen Turbo, sei der natürliche Jagdinstinkt durchgebrochen, berichtet Encke. Auch hier haben sich Mensch und Tier aus seiner Sicht offenbar wieder einmal missverstanden. Was für die Geparden ein ganz natürliches Verhalten war, wurde von den meisten Beobachtern als Freiheitsdrang interpretiert. Bis zum Jahresende sind übrigens alle fünf Junggeparden ausgezogen, drei von ihnen leben jetzt in Griechenland.



Wenn ein Gepard in freier Wildbahn der Beute hinterhersprintet, ist es für ihn ein riskantes Unterfangen.

Text: Petra Nossek-Bock
Foto: Michael Matejka
stuporter/fotolia.com

Zebra-WG sucht Mitbewohner

Moderne Zoos halten Tiere immer öfter in gemischten Gruppen – Der Vorteil: mehr Lebensraum für Giraffe und Co. Die Besucher nehmen das Zusammenleben der unterschiedlichen Arten fast wie in der Natur wahr

Suche ungefähr 20 Quadratmeter großes Zimmer in netter Multi-WG. Solche Anfragen hat jeder schon einmal gelesen, ob am Schwarzen Brett an der Uni, in Zeitungsanzeigen oder in entsprechenden Portalen im Internet. Wohngemeinschaften, in denen Studenten, Senioren, Alleinziehende oder mehrere Generationen zusammenleben, liegen im Trend. Im Tiergarten ist das ganz ähnlich. Die Zeiten, in denen Tiere strikt nach Arten getrennt gehalten wurden, sind längst vorbei. Zum Vorteil für die Zoobewohner – und für die Zoobesucher. „Man kann jeder Art durch Vergesellschaftung mehr Fläche zur Verfügung stellen“, nennt der stellvertretende Tiergartendirektor Helmut Mägdefrau einen Vorzug von WG's. Im Zoo sind sie also zunächst einmal zweckmäßig und weisen auch damit durchaus Parallelen zu der Variante auf, die wir von den Menschen her kennen. Diese Wohnform überzeugt aber noch durch einen weiteren Pluspunkt: Zoos können ihren Besuchern Tiere so – oder zumindest so ähnlich – präsentieren, wie sie in der Natur leben.

Nehmen wir die „Afrikaweide“ im Tiergarten. „Eine uralte Vergesellschaftung von Elenantilopen, Böhmzebras und Straußen“, wie Mägdefrau sagt. Das ruhige Wesen der Antilopen tut der Atmosphäre in der WG gut, die Zebras sind die Chefs in der Truppe, und der Straußen-Hahn, der sehr aggressiv sein kann, zeigt sich den anderen gegenüber einigermaßen verträglich. Seine Hennen leben übrigens in einer anderen WG am Schmausenbuck: bei den Giraffen – doch dazu später mehr.

Tierpfleger Richard Urban ist der einzige Mensch, den der Strauß auf sein Gelände lässt. Urban kennt auch die Knackpunkte dieser tierischen Gemeinschaft: Antilopen-Babys sind sogenannte Ablieger, die sich in den ersten Tagen ihres Lebens durch Liegenbleiben vor Fressfeinden schützen und auf ihre Mutter warten. Zebrababys dagegen gehören zum „Nachfolger-Typ“, erklärt Urban: „Sie folgen ihrer Mutter schon eine Stunde nach der Geburt.“ Und sie verstehen nicht, warum die Antilopen das nicht genauso machen. Deshalb versuchen sie immer wieder, die „Ablieger“ zum Mitlaufen zu animieren. Doch so weit geht die Liebe in der WG nicht. „Die Zebras haben sich damit abgefunden, dass die Antilopen fünf bis sechs Tage brauchen, bis sie auch so weit sind“, hat der Tierpfleger beobachtet.

Sobald der Stall auf der Afrikaweide umgebaut ist, wird der Straußen-Hahn nicht mehr der einzige Vertreter seiner Art in dieser WG sein: Dann dürfen auch Hennen dazukommen, die derzeit alle bei den Giraffen untergebracht sind – auch nach dem Vorbild der Natur: In den weiten Savannen Ostafrikas leben die Laufvögel und die Langhähne schon immer friedlich zusammen. Deshalb verstehen sich die Strauße im Tiergarten bestens mit der Netzgiraffen-Truppe, zu der folgende Tiere gehören: Lilli, die Giraffendame mit dem Hüftschaden, die 1999 am Schmausenbuck das Licht der Welt erblickte, Lubaya, ebenfalls ein Eigengewächs, aber zehn Jahre jünger, Kibali, die 2004 aus Frankfurt/Main nach Nürnberg kam, und Leon, 2009 in der Stuttgarter Wilhelma geboren.



Auch wenn die Zebras die Chefs sind, so sorgen doch die Antilopen für Ruhe in der Truppe.

Eine Gemeinschaft gefährlicher, teils sogar giftiger Meerestiere findet der Zoobesucher in einem der im Affenhaus untergebrachten Aquarien. Mitendrin verharrt dort bewegungslos der Steinfisch. Er sieht tatsächlich aus wie ein Stein, kleine Seesterne auf ihm verstärken diesen Eindruck. Der Fisch hat sich unauffällig zwischen den Weichkorallen niedergelassen und tut – nichts. Mit einer Ausnahme: Ab und zu reißt er sein Maul auf, um Futtertiere hinein-zusaugen.

Clownfisch Nemo und seine Kumpare

Das Aquarium nebendran ist von wesentlich mehr Leuten umlagert. Kein Wunder: In der „Lebensgemeinschaft Riff“ mit Aalgrundel, Molukken-Kardinalbarsch, Blauem Schwalbenschwanz, Weißband-Putzergarnele, Perlen-Zwergkaiserfisch, Gelbem Seebader und Weißkehl-Doktorfisch haust auch Nemo. Der unter diesem Namen zum Filmstar avancierte Orangeringelfisch oder Clownfisch wird seit dem Kinostreifen nur noch als „Nemo“ bezeichnet, sagt Helmut Mägdefrau.

Eine asiatische WG bilden Panzernashörner und Muntjaks. Um das Größenverhältnis zwischen den kleinen Hirschen und den grauen Kolossen

auszugleichen, „sind Rückzugsmöglichkeiten für die schwächeren Tiere sehr wichtig“, so der stellvertretende Zoodirektor. Die Muntjaks können durch Felsspalten des großen Freigeheges in den Ruhebereich wechseln; die großzügige Anlage oberhalb des alten Elefantenhauses wurde für die Rhinozerosse und ihre Mitbewohner umgestaltet und mit einer überdimensionalen „Badewanne“ für die Nashörner ausgestattet.

Ein wenig Luxus muss schon sein, besonders für Seto Paitala, die 2009 geborene junge Nashorndame. Seto Paitala bedeutet „Weißer Fuß“ auf Nepalesisch und bezieht sich auf ihr linkes, deutlich helleres Vorderbein: Dort fehlen die Farbpigmente – ein Phänomen, das vorher bei Panzernashörnern nur selten beschrieben wurde. Seto, wie ihre Pfleger sie rufen, scheint sich der Tatsache bewusst zu sein, dass sie etwas ganz Besonderes ist. Sorgfältig schleift sie ihr Horn an den rauen Sandsteinfelsen spitz zu, bis es die ideale Form hat: Schönheitspflege auf Rhinozeros-Art. Wenn Seto durch das Gelände spaziert und sich das für sie hergerichtete Heu schmecken lässt, gehen ihr die sonst durchaus nicht zimperlichen Muntjaks meistens dezent aus dem Weg.

Dabei sind diese Mini-Hirsche gar nicht so wehrlos. Vor fünf Jahren meuchelten sie mit ihren Eckzähnen und ihren scharfen Klauen die beiden Kleinen Pandabären, mit denen sie bis da-

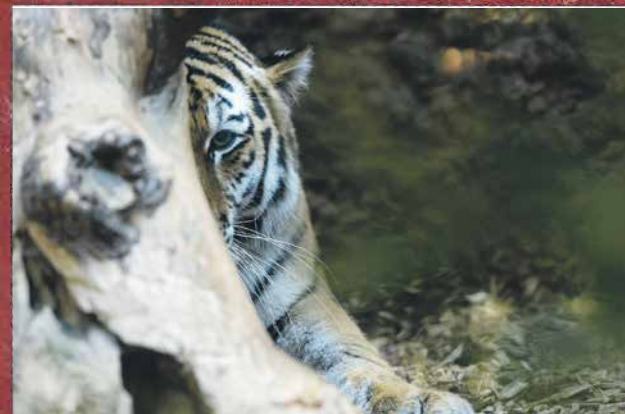
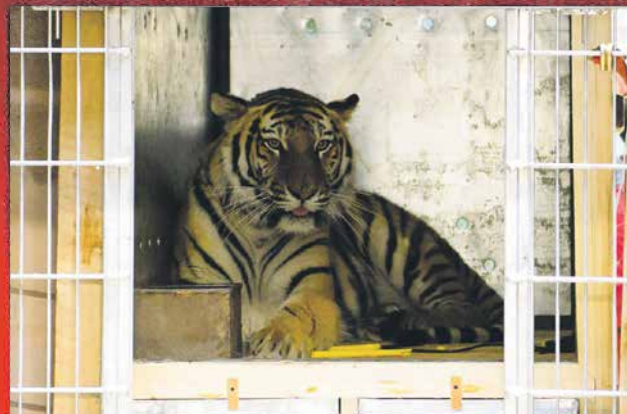
hin friedlich zusammengelebt hatten. Diese Wohngemeinschaft, die in mehreren europäischen Zoos reibungslos klappt, wurde in Nürnberg nach diesem Vorfall sozusagen zwangsgeräumt. Die Muntjaks mussten ins Nashorn-Freigehege gleich gegenüber umziehen. Inzwischen lebt ein neues Katzenbär-Paar am Schmausenbuck, das in diesem Jahr für Nachwuchs gesorgt hat.

Tiere aus Australien sind in Nürnberg nicht sehr zahlreich vertreten. Trotzdem leben einige Arten vom Fünften Kontinent in einer WG: Bennett-Kängurus, Graue Riesenkängurus und Emus teilen sich die große grüne Wiese mit angrenzendem Waldrand gleich im Eingangsbereich des Tiergartens. In ihrer ursprünglichen Heimat sind sie alle typische Buschland-Bewohner. Die Nürnberger Emu-Henne, die 1971 im Frankfurter Zoo aus dem Ei schlüpfte, gilt als weltweit ältestes Weibchen dieser australischen Laufvögel; ihr etwa gleichaltriger Partner ist mittlerweile gestorben. Die Australien-WG im Tiergarten soll allerdings bald schon dezimiert werden. Im Winter wird es zu eng im Känguru-Stall, deshalb ist geplant, die Bennett-Kängurus an einen anderen Zoo abzugeben. Wie bei menschlichen WGs wechselt eben auch bei den tierischen ab und zu die Zusammensetzung ...

**Text: Ute Wolf
Fotos: Hagen Gerullis**



Giraffen und Strauße, Pelikane und Kormorane, Panzernashörner und Muntjaks: In Gesellschaft lebt sich's einfach schöner.



Jetzt aber raus aus der Kiste: Eine Reise mit Tiger und Pi

Katinka gewöhnt sich erst langsam an das Raubtierhaus und die permanenten Besucherströme. Ausgeklügelte Trainingsprogramme wie beim Tapir sorgen für einen stressfreien Transport

Kaum jemand wendet den Kopf, als der weiße Kleintransporter vorüberrollt. Unter einer großen Eiche vor dem Raubtierhaus hält er an. Tierpfleger Manfred Böhm stellt den Motor ab und öffnet die Türen zur Ladefläche. Auf einer großen Holzkiste mit vielen Luftlöchern prangt ein knallroter Aufkleber. „Live animals“ steht darauf, daneben etwas in russischen Schriftzeichen. Geheimnisvolle Geräusche dringen aus der Kiste in die Stille des Juli-Nachmittags. Dann ein Keuchen, ein Fauchen – niemand schlendert jetzt mehr vorbei. „Papa, was is'n da drin?“, fragt ein Junge. Doch Papa ist selbst fasziniert und hat keine Ahnung.

Lautes Fauchen und strenger Geruch

Drei Mann schieben die Kiste an den Rand des Transporters, ein Gabelstapler soll sie übernehmen, das Aufladen ist Maßarbeit. Streng riecht es. „Ist da ein Raubtier drin?“, fragt der Junge. „Gehen Sie bitte zurück!“, lautet gleich darauf die Anweisung der Tierpfleger – doch Kinder wie Erwachsene weichen nur wenige Meter, während die Großkatze in der Kiste immer häufiger, lauter faucht, sich mehr und mehr bewegt und die Kiste beängstigend erzittern lässt.

Die Pfleger schlingen orangene Spanngurte um die Kiste, und langsam, sehr langsam schiebt sich der Gabelstapler über die kleine Brücke immer tiefer in den schmalen Felsengang zum Inneren des Raubtierhauses. Erst beim zweiten Versuch schaffen es Gefährt und Kiste am Ende durch die schmale Doppeltür. Kein Mensch ist hier,

kein Tier. In die Stille hinein röhrt der Dieselmotor – dann ist auch die letzte bauliche Klippe umschifft, und Zoo-Inspektor Max Reinhard lässt die kostbare tierische Fracht vorsichtig hinunter auf den Boden, direkt unter der im Zentrum des Rundbaus stehenden Palme. Um sie muss Reinhard nun herumfahren und die Transportkiste erneut aufnehmen, um mit der zu öffnenden Seite direkt auf Höhe des Gehege-Schiebers andocken zu können.

Jeder Handgriff sitzt, alle Beteiligten sind hochkonzentriert, doch niemand wirkt angespannt, auch wenn die Sibirische Tigerin in ihrem Holzkäfig noch so unruhig ist. Der Laie empfindet anders: Nur eine dünne Holzwand mit Löchern trennt das gefährliche Raubtier vom Menschen – das mulmige Gefühl hat nicht recht weichen, auch steht nirgendwo eine Art Betäubungsgewehr griffbereit...

Etwas höher, mehr rechts, ein paar Zentimeter runter – per Handzeichen wird dirigiert, schließlich hat die Kiste die Idealposition erreicht. Das Motorengeräusch erstickt, und die Pfleger ziehen sich erst mal die Jacken aus. In die gespannte Ruhe zwischern unbeeindruckt die fliegenden Mitbewohner des Hauses – klar vernehmbar sind zudem tiefe, schwere Atemzüge der jungen Tigerin, die wir inzwischen unter dem Namen Katinka kennen. Am Tag ih-

rer Ankunft jedoch wusste niemand, ob sie überhaupt schon einen Namen hatte.

Der Zoo-Inspektor, der Tierarzt und vier Pfleger betrachten genau den Übergang von Kiste zu Gehege. Schnell ist klar: Links und rechts werden die Lücken mit einer Holzkonstruktion geschlossen. Eine recht eilige Zimmermannsarbeit, und vielmehr Tierals Menschenschutz, soll für die Pfoten der Tigerin doch

keinerlei Verletzungsmöglichkeit bestehen. Endlich ist es so weit. „Auf!“, kommt das Signal – die Holzkistenklappe wird hochgezogen. Und wieder: absolute Stille. Warten. Doch es geschieht – nichts. „Etz hockt's ganz hinten in der Kiste“, meint ein Pfleger. Rotbraunes Fell drückt sich büschelweise durch die Löcher, ein beißender Geruch hängt in der Luft. „Naja, die vier Wände kennt sie jetzt schon“, vermutet seine Kollegin Stefanie Fischer. Schweigen. „Macht mal hinten den Schieber hoch“, meint Tierarzt Hermann Will grinsend. Doch so temperamentvoll sich Katinka

heute auch präsentiert, ihr „Holzhaus“ will sie nicht verlassen, da hilft es auch nicht, sie mit Stöckchen durch die Löcher zu pikieren. Sie knurrt, schnaubt nur, und wieder bebt die Kiste bedrohlich. „Probieren wir's mit dem Wasserschlauch!“, schlägt jemand vor – schon läuft durch eines der Luftlöcher Wasser in die Kiste. Doch Katinka setzt keine Pranke in ihr neues Zuhause. „Die hat Durst!“, teilt einer der Pfleger amüsiert mit, denn die Tigerin

helfen heimliche Klänge? „Dawai, dawai!“, versucht er es. „Koschka! Heißt das nicht Katze oder so?“ Keine Reaktion aus der Kiste. Ratlosigkeit macht sich breit.

Inzwischen zeigt Schabrackentapir Pi im Tropenhaus ein paar Hundert Meter entfernt, wie lässig man mit so einer Kiste umgehen kann: Pi reist nach Spanien, der Zoo Fuengirola bei Gibraltar ist sein Ziel. „Da könnte er vielleicht ganzjährig draußen sein“, hofft Pfleger Axel Dannenbauer. Er wird den Hengst vermissen; doch ist der zweite Schabrackentapir in Nürnberg nun mal Pis Tochter: „Deswegen müssen wir ihn abgeben – wir wollen ja nicht, dass er seine Tochter deckt.“ Auch Pi muss für die 24-stündige Reise in eine Holzkiste – „die spanischen Kollegen holen ihn mit dem Transporter ab“, erklärt Dannenbauer. Und so trainiert Pi täglich mit einer Übungskiste. Fühlt er sich darin wohl, wird er durch sie hindurch später in die eigentliche Transportkiste laufen.

„Zwei Wochen erhält er abends sein Futter in der Kiste, bis es für ihn selbstverständlich wird, so dass man irgendwann einfach den Schieber zumachen kann.“

Wichtig ist, dass er sich an das Dach und die geschlossene Kiste gewöhnt“, schildert der 20-Jährige das Vorgehen und legt einen Teil des Futters auf den Kistenboden. „Buberle, wo bist du denn? Auf geht's!“ Dannenbauer ruft, lacht, wartet – hinter Gittern, denn Schabrackentapire gehören, insbesondere wegen ihrer großen Eckzähne, zu den gefährlichen Tierarten. Allerdings lässt sich Pi von Dannenbauer so gar kaulen.

„Wir wissen nur, dass neben Nürnberg auch in Leipzig Kontakt mit einem Schabrackentapir erfolgt; aber das ist auch ein Weibchen von uns“, erzählt er stolz und lächelt, denn da kommt Vegetarier Pi schon um die Ecke: Rein in die Kiste, genüsslich mampfen, und ab in die Schlafbox, dort gibt es noch mehr Gemüse. „Er fand es in der Kiste beim ersten Mal auch schon so toll, dass es fast schwierig

war, ihn wieder rauszubekommen“, erzählt Dannenbauer. Von Angst keine Spur, obwohl Tapire als recht sensibel gelten. „Sobald der Motor läuft und das Geräusch auf der Autobahn kontinuierlich da ist, beruhigen sich die Tiere sehr rasch“, sagt er. „Etwas stressig ist es schon, das stecken sie aber schnell weg“, weiß er aus Erfahrung.

Der Einsatz von Parfum ist die letzte Rettung

Im Raubtierhaus starten die Menschen indes noch einen Versuch: mit absoluter Stille. Ob sie auf oder neben der Transportkiste stehen, alle im Raum scheinen für Minuten auf ihren Positionen eingefroren zu sein... Ohne Erfolg. Nun bleibt nur noch eines: Parfum! Über lange Zeit haben die Pfleger verschiedene Duftwässerchen bei den Großkatzen getestet. Der unbestrittene Hit? „Obsession“ von Calvin Klein. Der Tierarzt klettert in das Nebengehege und sprüht den Duft auf die Gitterstäbe von Katinkas Gehege, direkt vor der Holzkiste. Haute Couture im Raubtierhaus, das überdeckt sogar beißen Katzengeruch! Doch die junge Dame lässt sich auch davon nicht verführen – ihre aufgeregten Atemzüge sprechen eine deutliche Sprache: Sie wird Zeit brauchen. Nach Stunden voller Verlockungskünste geben die Menschen für heute auf.

Über Nacht bleibt im Raubtierhaus alles, wie es arrangiert ist. Erst am kommenden Tag wird sich Katinka aus ihrer Transportkiste wagen, um das neue Zuhause zu erkunden. „Ich habe es mir reibungsloser vorgestellt, dachte, sie geht besser raus“, gibt Max Reinhard zu. „Katzen sind eben sensibler als wir meinen.“

Über Nacht bleibt im Raubtierhaus alles, wie es arrangiert ist. Erst am kommenden Tag wird sich Katinka aus ihrer Transportkiste wagen, um das neue Zuhause zu erkunden. „Ich habe es mir reibungsloser vorgestellt, dachte, sie geht besser raus“, gibt Max Reinhard zu. „Katzen sind eben sensibler als wir meinen.“

Über Nacht bleibt im Raubtierhaus alles, wie es arrangiert ist. Erst am kommenden Tag wird sich Katinka aus ihrer Transportkiste wagen, um das neue Zuhause zu erkunden. „Ich habe es mir reibungsloser vorgestellt, dachte, sie geht besser raus“, gibt Max Reinhard zu. „Katzen sind eben sensibler als wir meinen.“

**Text: Anabel Schaffer
Fotos: Uwe Niklas**

Die Bilderreihen zeigen die Sibirische Tigerin Katinka bei ihrer Ankunft im Tiergarten Nürnberg (oben) und Schabrackentapir Pi mit Tierpfleger Axel Dannenbauer beim Kisten-training. Pi übt für seine anstehende lange Reise nach Spanien.

Tiertransporte 2013

30. Januar 2013: Das Gorilla-weibchen Louna kommt aus dem Zoo Leipzig in den Nürnberger Tiergarten. Louna wurde am 17. Juli 2006 in Leipzig geboren.

21. Februar 2013: Das Gorilla-weibchen Hakuna Matata zieht in den Zoo in Budapest.

17. April 2013: Die Eisbärenzwillinge Gregor und Aleut verlassen Nürnberg und ziehen in den Zoo Warschau um.

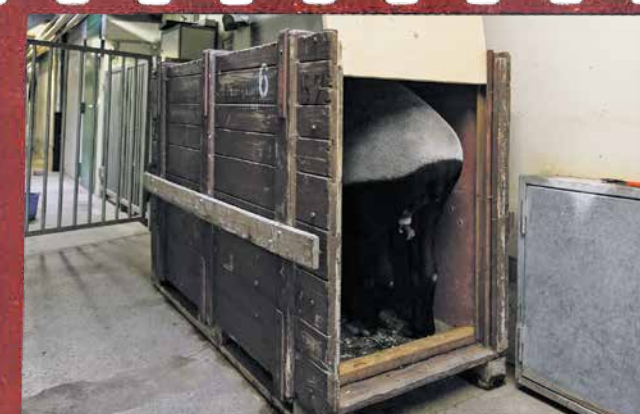
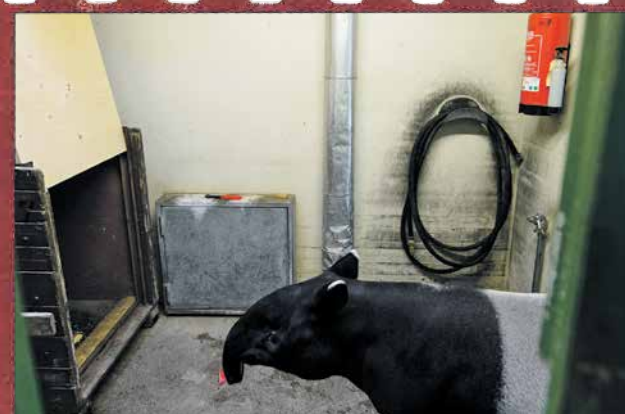
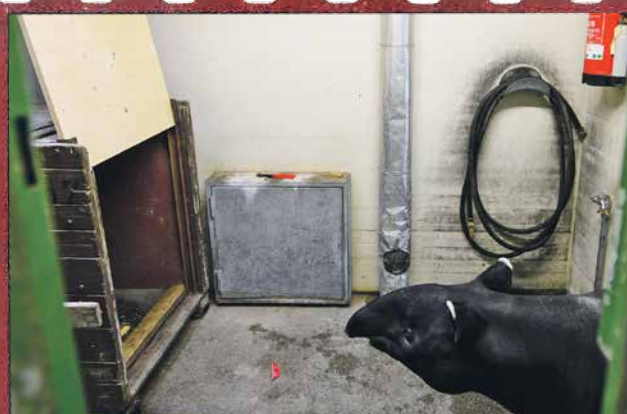
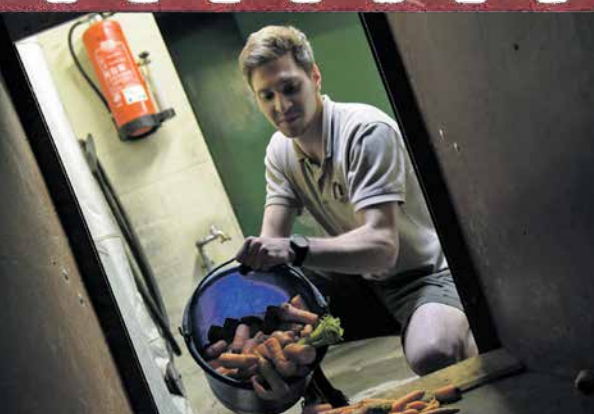
21. Mai 2013: Der seit Mai 2012 vorübergehend im Tiergarten Nürnberg untergebrachte Sibirische Tiger Claudius wurde in den Tiergarten Straubing zurückgebracht.

29. Mai 2013: Die Sibirische Tigerin Katinka zieht nach Nürnberg. Sie wurde am 7. Mai 2011 im Zuchtzentrum für bedrohte Tiere des Moskauer Zoos geboren.

13. Juni 2013: Drei Delphine auf Reisen. Die beiden männlichen Tiere Rocco und Kai kamen aus dem niederländischen Delphinarium Harderwijk nach Nürnberg. Im Gegenzug ging der männliche Delphin Joker nach Harderwijk.

30. Juli 2013: Der Schabrackentapir Pi wird zur Zucht an den spanischen Zoo Fuengirola abgegeben.

5. August 2013: Der Tapir Manado aus England soll im Tiergarten mit seiner Nürnberger Lebensgefährtin Pinola eine neue Familie gründen.



Adler-Oma als Mutter

Selbst im hohen Alter kann es bei manchen Arten durchaus noch erstaunliche Zuchterfolge geben

Moby, 53-jähriger „Chef“ der Delphine, und Gorilla Fritz, der heuer ein halbes Jahrhundert alt wird, sind die bekanntesten Vertreter der Tiergarten-Senioren. Sie haben die Lebenserwartung der Menschenaffen oder Großen Tümmler in freier Wildbahn weit überschritten. Doch Moby und Fritz stellen beileibe keine Ausnahmen dar. Am Schmausenbuck lebt eine ganze Reihe von sehr betagten Tieren.

Das ist einerseits erfreulich: Das hohe Alter von Moby und Co. weist auf die guten Bedingungen hin, unter denen die Tiere gehalten werden. Auf der anderen Seite ist mit den Oldies oft keine Zucht mehr möglich. So könnte man die harte These formulieren, dass sie Platz im Zoo blockieren. Bei den Emus, Flachlandtapiren, Gorillas, Braun- und Brillenbären herrscht derzeit Zuchtpause, weil die Tiere zu alt sind, um nochmals Nachwuchs zu bekommen. Manche haben ihre Rente aber auch wahrlich verdient: Der 42 Jahre alte Emu, der seit 1971 im Tiergarten lebt, hat 41 Junge aufgezogen, die 32-jährige Flachlandtapir-Dame Daisy immerhin elf. Beide sind „verwitwet“.

„Oft ist es nicht gut, solchen Tieren noch einen jüngeren Partner zur Seite zu stellen“, sagt Tierärztin Katrin Baumgartner. Es sei für die Entwicklung eines jüngeren Tieres nicht sinnvoll, wenn es sich erst an den Partner gewöhnt und ihn dann rasch wieder verliert. Daisy habe aber alleine so gelitten, dass der Tiergarten eine Ausnahme machte und für sie doch einen männlichen Flach-

landtapir holte. Mit Nachwuchs ist aber angesichts des fortgeschrittenen Alters der Seniorin nicht mehr zu rechnen. Dem alten Emu leisten Kängurus im Gehege Gesellschaft. Wenn er stirbt, werde der Tiergarten ein neues Paar holen und wieder mit der Zucht beginnen, so Baumgartner.

Die Bären leben in ihren Gehegen alleine, aber sie seien ohnehin Einzelgänger, sagt Baumgartner. Braunbärin Mamma beschreibt sie als ein „Wunder der Natur“, weil die Bärin auch mit 38 noch erstaunlich fit sei. 19 Jungtiere hat sie aufgezogen, ein weiteres wird nicht mehr hinzukommen. Das ist aber – genauso wie bei Brillenbär Labamba (32, vier aufgezogene Jungtiere) – aus konzeptioneller Sicht auch nicht schlimm. „Die Bären sind Auslaufmodelle“, sagt der stellvertretende Tiergartenchef Helmut Mägdefrau. Mamma und Labamba bleiben bis zu ihrem Tod im Tiergarten, danach werden ihre Anlagen anderweitig genutzt.

Schwieriger ist die Lage bei den Gorillas, wo der Tiergarten seit 37 Jahren auf ein Jungtier wartet. Von Oldie Fritz, der immerhin Vater von sechs Jungen ist, kann man in dieser Hinsicht nichts mehr erwarten. „Dem traue ich das nicht mehr zu“, so Baumgartner. Aber für die Weibchen Lena, Bianka und Louna ist der Silberrücken dennoch wichtig – Lena zum Beispiel wäre in ihrem früheren Revier in Saarbrücken fast totgebissen worden, Bianka war als Handaufzucht schwierig an andere Gorillas zu gewöhnen. Die beiden Weibchen lebten in Nürnberg zwi-



Auch bei einem alten Weißkopfseeadler-Paar kann es zu Meinungsverschiedenheiten kommen.

schenzeitlich mit einem anderen Männchen, Yaounde, zusammen – doch das endete im Dauerstreit. „Der hat die Mädels gaga gemacht“, erinnert sich Baumgartner. Der jüngere Affenmann wurde wieder abgegeben. Fritz erfüllt laut Baumgartner eine wichtige soziale Funktion, weil sich die Weibchen trotz ihrer schwierigen Vorgeschichte in seiner Nähe wohlfühlen.

Auch Delphin Moby „ist mit seiner Ruhe und Erfahrung ganz wichtig für die Gruppe“, erzählt die Veterinärin.



Ein junger Tapir für Daisy.

„Als wir die Lagune eröffneten, ist er vorausgeschwommen.“ Baumgartner denkt, dass der Große Tümmler, auf dessen Konto fünf großgezogene Jungtiere gehen, durchaus noch für Nachwuchs sorgen kann. Außerdem leben vier jüngere Delphinbullen in Nürnberg, die vielleicht ebenfalls zum Zug kommen. In Delphinschwärmen sorgen in der Regel zwei bis fünf dominante Männchen für Nachwuchs, die in der Rangliste nicht ganz oben stehenden Tiere haben so auch ihre Chance. „Die Lagune ist ja sehr groß, Moby sieht auch nicht alles“, sagt Baumgartner. Lediglich auf sein Lieblingsweibchen Sunny passe er besonders auf.

Wie im Fall von Moby gilt auch bei anderen Tierarten: Alter verhindert nicht automatisch den Nachwuchs. So lebt im Tiergarten ein 32 Jahre altes Weißkopfseeadler-Weibchen, das erst 2012 wieder ein Jungtier ausgebrütet hat. Freilich hat der Adler die übliche Lebenserwartung dieser Raubvögel auch noch nicht ganz überschritten, sie liegt in freier Wildbahn bei 35 Jahren. Moby dagegen ist schon jetzt doppelt so alt wie die meisten der in Freiheit lebenden Großen Tümmler werden.

Und auch die Seelöwen Patrick (er starb 2011 mit 24 Jahren) und Mike (2009, 19 Jahre) sind älter geworden als es Haremsführer werden, die nicht geschützte Verhältnisse wie am Schmausenbuck vorfinden. „In der freien Natur sind die mit zehn, zwölf Jahren am Ende“, meint Tierärztin Baumgartner. Sie müssten sich permanent gegen Konkurrenten behaupten. Bei den Seelöwen führt ein Männchen eine Gruppe Weibchen und Jungtiere. Trotz ihrer fortgeschrittenen Jahre sorgten sowohl Patrick als auch Mike bis zum Schluss für Nachwuchs.

Die Älteste unter den Seelöwen ist Sally, die in der Gruppe auch prompt die gütige Oma spielt. Wenn ein Tier getrennt von der Gruppe im Stall gehalten werden muss, bekommt es Sally als Gesellschafterin zugeteilt. Was den Nachwuchs angeht, hat die 27-Jährige ihr Soll mit sechs Jungtieren erfüllt. Bei den Seelöwen gibt es genug andere Weibchen, die für die Seniorin in die Bresche springen. Zuchterfolge blockiert Sally also nicht.

Text: Marco Puschner
Fotos: Uwe Niklas

Es stimmt schon, was die Menschen immer sagen: Man hängt an dem bisschen Leben, das man hat – und mag es noch so eingeschränkt sein. Zwar hatte ich seit einiger Zeit kaum noch etwas gesehen, um nicht zu sagen: Ich war fast blind. Aber für meine gewohnten Wege durchs Gehege reichte es aus. Im Schlaf hätte ich sie drehen können, meine Runden – notfalls wäre ich immer nur der Nase nach gelaufen. Das hätte ich sogar völlig blind noch geschafft. Doch das Augenlicht hatte ich dann doch nicht verloren – bis zuletzt nicht.

Ich kann mich also nicht beschweren. Es war natürlich nicht mehr so wie frü-

Abschied auf leisen Pfoten

Mit dem Tod von Cora verblasen die Spuren der Iberischen Wölfe auf dem Gelände am Schmausenbuck – Nachfolger sind schon ausgeguckt

her. Wie mit Pablo, meine ich. All die Jahre war er mein Gefährte, mein Freund, mein Partner. „Cora und Pablo“: Wir waren ein schönes Paar, als wir jünger waren und nicht alte, rüddige Zausel, wie manche von den Zweibeinern jenseits des Zauns in letzter Zeit nur noch mitleidig meinten. „Der hat ja ein ganz trübes Auge, der ist bestimmt halb blind.“ So oder ähnlich haben sie gesprochen über meinen Pablo. Dabei hat er mit einem Auge mehr gesehen als viele von ihnen mit zweien. „Homo sapiens“ nennen sie sich selbst – na ja. Besonders „weise“ kommen sie mir nicht vor, zumindest die meisten nicht. Wenn ich nur daran denke, was sie immer in unser schönes, sauberes Gehege geworfen haben!

Aber ich will sie nicht zu sehr kritisieren, die Aufrechtgehenden. Es gibt auch eine Menge freundliche Vertreter unter ihnen. Zum Beispiel die junge Frau, die mich am Ende betreut hat. Die habe ich wirklich gern gemocht. Hat mir das Fleisch so schön klein geschnitten, als meine Zähne nicht mehr die besten beziehungsweise schon ausgefallen waren.

Trotzdem war es nicht einfach für mich, satt zu werden. Meinen Appetit hatte ich mir nämlich erhalten; auch als ich schon vierzehn war, ist mir das Wasser noch im Maul zusammengelaufen, wenn die Pflegerin mein Mahl hergerichtet hatte. Nein, an mangelndem Hunger

lag es nicht, wenn ich von Zeit zu Zeit meine liebe Not hatte, zu fressen wie ich Lust hatte. Vielmehr waren die Krähen schuld. Die wurden immer frecher, als sie mich gebrechlicher werden sahen – und haben mir das eine oder andere Stück meiner Ration geklaut. Aber, altersmüde

wie ich schließlich war, sagte ich mir: Sie sollen auch nicht darben und ihren Anteil abbekommen vom gedeckten Tisch, den uns die Menschen hier im Tiergarten so reichlich decken.

Dort, wo Pablo und ich herkommen – aus den spanischen Wäldern –, hätten



Jetzt heißt es, meine Fleischration gegen die frechen Vögel zu verteidigen.

wir unseren Hunger nicht so regelmäßig stillen können, und schon gar nicht mit so köstlichem Rindfleisch. „Bio“ sagen die Menschen dazu; egal, was das bedeutet, es muss ein gutes Wort sein. In unserer Heimat hätten wir uns schon über einen Hasen gefreut wie die Schneekönige. Wenn es uns überhaupt gelungen wäre, einen zu jagen. Wir wären schon mit einem Vogel zufrieden gewesen. Oft hätten wir uns damit begnügen müssen, dass uns Vögel wie diese unverschämten Krähen hier zu einem toten Tier geführt hätten. Aas stand nämlich nie ganz oben auf der Liste meiner Liebesspeisen – aber in der Not frisst der Teufel Fliegen, oder?

Vor zehn Jahren hatten wir Kinder, Pablo und ich, im Zoo von Münster, wo wir damals lebten: Sechs Junge, ein großer Wurf, und alle erfolgreich großgezogen. Danach, im Nürnberger Tiergarten, hat es bei uns mit Nachwuchs nicht mehr geklappt.

Wir waren trotzdem zufrieden, Pablo und ich. Voriges Jahr ist er von mir gegangen, im hohen Alter von 15 Jahren. Heuer bin ich ihm nachgefolgt, nur ein Jahr jünger als er. Wir mussten nicht leiden vor unserem Tod. Das Personal, das sich um Pablo und mich kümmerte, hatte uns versprochen, dass wir das nicht müssten. Und so haben sie uns beide erlöst, bevor uns das Leben zur Qual geworden wäre. Es gibt Dinge, die in einem Zoo besser geregelt sind als in der sogenannten Freiheit. Das kann ich euch versichern, jetzt, da ich in die ewigen Jagdgründe eingegangen bin. „Ewige Jagdgründe“: auch so ein Begriff, den irgendwelche Menschen erfunden haben. Einer, der etwas Gutes bedeuten muss ...

Text: Ute Wolf
Foto: Uwe Niklas

Wölfe im Tiergarten

Früher wurde am Schmausenbuck ein ganzes Wolfsrudel gehalten: Timberwölfe, die ursprünglich aus Kanada stammen. Vielen Besuchern hat das gut gefallen. Zuletzt wurde ein Iberisches Wolfspaar – Cora und Pablo – präsentiert. Der Bestand dieser Art ist in der Natur bedroht. Vorläufig wird es im Tiergarten außer den Mähnenwölfen (gegenüber dem Raubtierhaus) keine Wölfe mehr geben. Das Wolfsgehege wird künftig Luchse beherbergen. Dabei spielt auch der Gedanke eine Rolle, eine Tierart zu zeigen, die in Deutschland wieder heimisch geworden ist, nachdem sie schon einmal als ausgestorben galt. Das Wolfsgehege wird eigens umgestaltet, um den Besuchern die Möglichkeit zu bieten, diese Tiere „auf Augenhöhe“ zu sehen.

Text: Ute Wolf



Normalerweise halten die Kängurus am Schmausenbuck Abstand zu den Menschen. Sie beobachten ihre nähere Umgebung lieber im vertrauten Rudel.

Das winzig kleine Bündel lag eines Morgens im Winter auf dem Stallboden, fast noch nackt und schon ganz kalt. „Unser erster Impuls war, das Känguru-Baby warm zu halten und mit Flüssigkeit zu versorgen, damit es überlebt“, erzählt die Tierpflegerin Dagmar Fröhlich.

Sie und ihre Kolleginnen hofften, am Verhalten der ausgewachsenen Tiere herauszufinden, welches Weibchen die Mutter war, um den Winzling zurück in ihren Beutel zu setzen. Denn wenn ein Jungtier lebhaft ist und strampelt, kann es schon einmal passieren, dass es herausplumpst, aber aus eigener Kraft nicht mehr hineinklettern kann. Doch Fehlanzeige. Die Pflegerinnen mussten jetzt selbst Känguru-Mama spielen.

Das nur 500 Gramm leichte Tier kam in einen Brutapparat. Dann informierten sich die Zooverantwortlichen bei Känguru-Experten in Australien und Krefeld. „Wir haben mit den Leuten gemailt, gefaxt und telefoniert. Sie haben uns ganz toll unterstützt und gleich unbürokratisch die richtige Aufzucht-Katrin Baumgartner. Mit dieser Spezialnahrung wurde die kleine Guugu (das heißt in der Sprache der Aborigines „Känguru“) am Tag alle zwei Stunden, in der Nacht alle drei Stunden gefüttert.

Manchmal fehlt die Erfahrung

Im Tiergarten Nürnberg kommt es immer wieder vor, dass Pfleger als Elternersatz einspringen müssen. Meist ist das der Fall, wenn die Mütter ihre Jungen nicht annehmen, etwa weil sie sich gestört fühlen oder das Kleine krank ist. Manchmal kümmern sich auch junge Tiere, die das erste Mal Nachwuchs haben, mangels Erfahrung zu wenig um ihr Baby oder drohen es im Überzeifer fast zu erdrücken. In diesen Fällen ist das Zoopersonal mitunter zum Eingreifen gezwungen, um das Jungtier zu retten.

„Wir prüfen aber immer, ob es sinnvoll ist“, erläutert Baumgartner. Früher hat man Handaufzuchten in den meisten Zoos als unproblematisch angesehen. Die zahmen Tiere waren eine willkommene Attraktion für die Besucher. Heute ist man in dieser Beziehung viel zurückhaltender, weil man die gefiederten oder vierbeinigen Bewohner in ihrem natürlichen Sozialverhalten zeigen möchte. Die von Menschen aufgezogenen Tiere aber sind häufig fehlgeprägt, und es besteht die Gefahr, dass sie kein normales tierisches Leben mit ihren Artgenossen mehr führen können. „Und das wollen wir auf jeden Fall vermeiden“, betont die Veterinärin.

Die Flaschenbabys

Wenn der Mutterinstinkt fehlt, springen Zoopfleger bei der Aufzucht der Kleinen ein
Fütterung alle zwei Stunden – Nicht immer ist die schwierige Arbeit erfolgreich

Ideal sei es, Tiermütter zu unterstützen, die wegen hohen Alters oder zu wenig Erfahrung mit der Aufzucht überfordert sind. Hier können vertraute Pfleger zum Beispiel zufüttern, bis das Kleine von selbst Nahrung zu sich nimmt. Ein solches Erfolgserlebnis gab es bei einer jungen Harpyie. Hier übernahm der Pfleger den Part des Vaters und unterstützte das Weibchen beim Aufziehen. Das war allerdings nur möglich, weil er einen ausgesprochen guten Draht zu der stattlichen Raubvogeldame hatte.

Auch das Manati-Jungtier Herbert konnte weiter bei seiner Seekuhfamilie bleiben, obwohl seine Mutter kein Interesse zeigte, ihn zu säugen. Mit Extrarationen aus der Flasche hat sich Herbert ganz toll entwickelt.

Eine gute Lösung ist es laut Baumgartner auch, wenn mehrere elternlose Jungtiere zusammen aufgezogen werden können. Auf diese Weise versucht man, die Fehlprägung auf den Menschen zu verhindern. Die Jungtiere konzentrieren sich stärker auf ihre Artgenossen und können sich später meist problemlos in eine Gruppe integrieren. Das hat man sich bei den sensiblen Kropfgazellen zunutze gemacht, bei denen die Jungenaufzucht von Natur aus schwierig ist. In einem Jahrgang wurden von fünf Jungtieren drei nicht von ihren Müttern angenommen. Das verstoßene Trio durfte zusammenbleiben und wurde mit der Flasche gefüttert. Die jungen Gazellen fanden sich später ohne Probleme in der Herde zurecht und wurden von den anderen Tieren als Mitglieder akzeptiert.

Auch für Nürnbergs berühmteste Handaufzucht, das Eisbärchen Flocke, war die Gesellschaft des jungen Eisbären Rasputin ein Segen. Dadurch konnte sie schon als Jungtier auf Tuch-

führung mit einem Eisbären gehen, statt nur mit Menschen, mit Rasputin spielen und rangeln. Auch im Zoo von Antibes, wo Flocke heute lebt, ist Rasputin ihr Gefährte.



Handaufzucht Guugu lässt sich von Pflegerin Dagmar Fröhlich kraulen.

Im Stuttgarter Zoo Wilhelma gibt es einen regelrechten „Affen-Kindergarten“. Hier werden verwaiste Gorilla-Babys aus ganz Europa aufgenommen. Sie wachsen mit so viel tierischer Gesellschaft wie möglich auf und haben ständigen Sichtkontakt zu den ausgewachsenen Tieren. Durch eine große Scheibe können sie die großen Gorillas beobachten und dank eingebauter Klappen sogar besuchen. „Wir haben festgestellt, dass die Tiere sich später umso leichter integrieren, je näher sie an einer sozial lebenden Gruppe dran sind“, sagt Marianne Holtkötter, die stellvertretende Direktorin der Wilhelma. Ein Konzept mit durchschlagendem Erfolg: Laut Holtkötter können rund zwei Drittel der intelligenten Pfleglinge später ein echtes Affenleben führen und selbst erfolgreich Nachwuchs aufziehen. „Die Voraussetzung ist, dass sie bei Gorillas beobachten können, wie sie ihre Jungen säugen, wie man mit Artgenossen streitet und sich wieder versöhnt. Sie lernen durch Beobachten“, betont die Zoologin.

Bei dem Nürnberger Känguru-Kind Guugu haben die Pflegerinnen also alles richtig gemacht. Sie haben darauf ge-

achtet, dass es sich nicht nur einer Person anschließt. Vier Frauen wechselten sich mit der Versorgung des Zöglings ab. In einem selbstgenähten Beutel nahmen sie die Kleine zum Stallausmisten oder Füttern der großen Kängurus mit. „Das war für sie das Allergrößte, wenn sie herumgetragen wurde“, erinnert sich Dagmar Fröhlich. Auf diese Weise lernte Guugu auch die Gerüche im Gehege kennen. Später durfte sie mit den anderen Kängurus herumhüpfen und erste Bande knüpfen. „Das ist die Kunst der Pfleger, das Junge nicht als Kuschtier zu verhätscheln, sondern professionell zu versorgen und es auf sein Leben mit den Artgenossen vorzubereiten“, erläutert Baumgartner. Kaum erwachsen, gehörte Guugu gleich zur Känguru-Truppe und zog später erfolgreich ihr Söhnchen Bela auf.

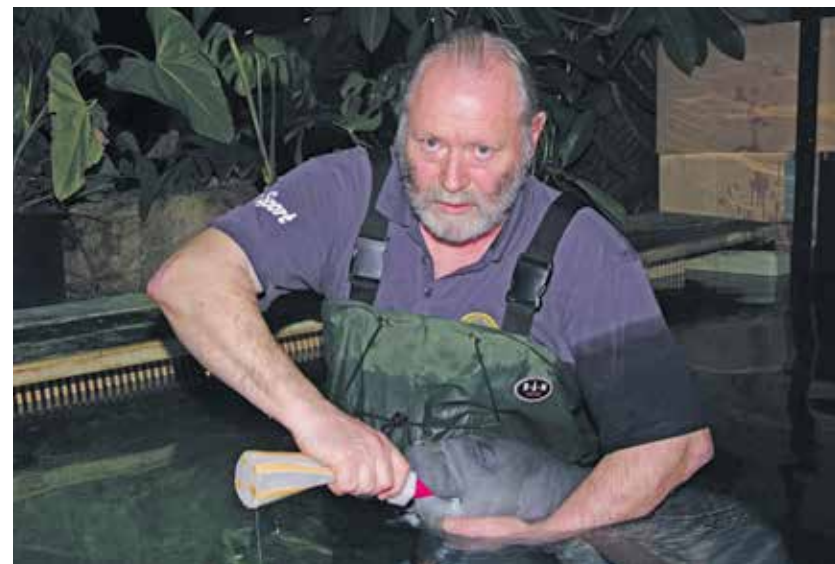
Sehr zurückhaltend sind Zoofachleute inzwischen bei Bären und Großkatzen. Wenn man den Müttern ihre lebenden Jungtiere entzieht, etwa weil

sie sie nicht richtig säugen, reagieren die Muttertiere darauf irritiert und suchen ihren Nachwuchs. Auch Eisbärin Vera war lange sehr unruhig, nachdem die Zooverantwortlichen Flocke notgedrungen aus dem Gehege geholt hatten. „Außerdem“, so erläutert Baumgartner, „können die Tiere nicht lernen, wie sie ihren Nachwuchs behandeln müssen, wenn wir Menschen uns immer einmischen. Manchmal muss man der Natur auch ihren Lauf lassen – selbst wenn das Jungtier dann stirbt.“ Auf ein Eingreifen verzichtet man auch bei männlichen Jungtieren, wenn sie später für das Pflegepersonal gefährlich werden können, etwa weil sie Hörner tragen. Sie haben keinen Respekt vor Menschen. So hat ein vor Jahren am Schmausenbuck handaufgezogenes Gazellenmännchen immer wieder den Aufstand geprobt und die Pfleger mit seinen spitzen Hörnern attackiert.

Frieda wurde von Seelöwin Blue adoptiert

Manchmal aber findet sich für ein elternloses Jungtier auch eine ganz andere Lösung. So war die Mutter des Seelöwenjungen Frieda in diesem Sommer plötzlich gestorben. Da wurde es von Blue, einem anderen Weibchen, adoptiert, dessen Kleines wenige Tage zuvor gleich nach der Geburt verendet war. Katrin Baumgartner: „Die Seelöwin war richtig glücklich, dass sie jetzt doch noch ein Kind umsorgen konnte. Auch der Milchfluss kam gleich wieder in Gang. Und wir waren froh, dass wir das Jungtier nicht selbst aufpäppeln mussten. Das war eine schöne Fügung.“

Text: Alexandra Voigt
Fotos: Michael Matejka,
Tiergartenarchiv



Pfleger Herbert Spitzhahn gibt Manati Herbert die Flasche.

Die armen Schweine

Das Jahrhunderthochwasser hat den Tiergarten Bernburg in Sachsen-Anhalt in diesem Frühjahr an den Rand des Ruins gebracht – Hilfe erwünscht



Neben Exoten leben auf dem 8,5 Hektar großen Zoogelände auch Hausschweine und andere Haustiere.

Anfang Juni 2013 erlebte der Tiergarten Bernburg das schlimmste Saale-Hochwasser seiner über 100-jährigen Geschichte. Es ließ Andreas Filz in wenigen Tagen zum dienstältesten Zoochef Deutschlands altern. „Ich arbeite nun schon über 300 Jahre im Tiergarten, weil ich drei Jahrhunderthochwasser miterlebt habe: 2003, 2011 und 2013.“

In diesem Jahr stand das Wasser noch einmal 80 Zentimeter über dem Rekordstand von 2011. Der Pegel an der Schleuse Bernburg hätte die Sieben-Meter-Marke angezeigt, wäre er nicht zuvor ausgefallen. „Das ist ein unvorstellbarer Wert“, sagt Filz.

Unvorstellbar sind auch die Auswirkungen der Flut. Große Weiden und Eichen kippten um, weil ihre Wurzeln im aufgeweichten Boden keinen Halt mehr fanden. Wege waren versperrt, Zäune eingedrückt. In einige Tierhäusern lief das Wasser durch die Fenster ins Innere. Selbst der Traktor kam nicht mehr voran. Den Mitarbeitern blieb ein motorloses Schlauchboot, um Tiere zu evakuieren, Futter heranzuschaffen und das Niveau der Ställe mit Strohballen zu erhöhen. Viel zu früh und ohne Vorwarnung wurde der Strom abgestellt. „Man darf sich den Tiergarten nicht wie einen See vorstellen“, berichtet der Biologe. „Wir waren mitten im Fluss.“ Die starke, ständig wechselnde Strömung riss tiefe Gräben und schüttete bis zu einem Meter hohe Sandbänke auf. Aus Sicherheitsgründen durften

zu diesem Zeitpunkt keine ortsfremden Helfer eingesetzt werden. Doch auch für die Mitarbeiter, die sich durch das Gelände kämpften, bestand mitunter Lebensgefahr. Daher war es bei Nacht nicht mehr möglich, die tiefer gelegenen Ställe und Gehege zu kontrollieren.

Als endlich Boote bereitstanden, konnten die Tierpfleger wieder zu ihren Schützlingen vordringen. Für zwei Rot- und fünf Damhirsche kam jedoch jede Hilfe zu spät. „Die Tiere sind wohl nicht ertrunken, sondern an Unterkühlung und Entkräftung gestorben“, sagt Filz.

TIERGARTEN ANDERSWO

Ihr Stall war zugesperrt, damit die Strohballen nicht durch die offenen Türen weggespült wurden. Auch einige Meerschweinchen, Bernburger Trommeltauben und Schlichtborstenhörnchen kamen ums Leben. Die Nachricht von den toten Tieren führte im Internet zu einem „Shitstorm“. Wilde Gerüchte machten die Runde. In der Saale wurden angeblich Humboldtpinguine gesichtet, obwohl die Vögel längst in einem anderen Zoo untergebracht waren.

Die Beschimpfungstirade der selbsternannten Experten traf die völlig erschöpften Tiergarten-Mitarbeiter ins Mark. Im Gegensatz zum Hochwasser ließ sich die mediale Flut aber durch die Abschaltung der Facebook-Seite eindämmen. „In so kurzer Zeit kann man einen Tiergarten nicht vollständig evakuieren“, erklärt Zoodirektor Filz. Rund 85 Tiere wurden innerhalb des Tierparks umgesetzt, weitere 315

in die Zoos von Halle, Leipzig und Aschersleben gebracht. Braunbären, Wölfe, Wisente, Ungarische Steppenrinder, Trampeltiere und Flamingos blieben vor Ort, die Wildschweine retteten sich auf einen Hügel im Kinderspielplatz. Die Schäden an den Häusern fielen je nach Zustand

der Bausubstanz unterschiedlich aus. Dank der großen Hilfs- und Spendenbereitschaft konnte der Tiergarten am 3. August wieder öffnen.

Der 8,5 Hektar große Zoo gehört zur Bernburger Freizeit GmbH, einem Unternehmen nach DDR-Vorbild, das auch Bäder, Sportvereine, ein Museum, eine Fähre und ein Fahrgastschiff betreibt. Die zirka 1000 Tiere aus 130 Arten sind nach dem Prinzip des Geozoo in die Bereiche Afrika, Eurasien, Amerika und Australien aufgeteilt.

Beim Betreten des Tiergartens stößt der Besucher in einem weitläufigen Gehege auf die größten einheimischen Raubtiere: Braunbär und Wolf. Die ungewöhnliche Gemeinschaftshaltung ist aber nur möglich, da beide Arten getrennt gefüttert werden und keine Jungen aufziehen.

„Der Tiergarten liegt im Überschwemmungsgebiet“, sagt Filz. Paragraf 78 des Wasserhaushaltgesetzes des Bundes verbietet Geländeerhöhungen oder gar eine Eindeichung. Auch die Verlegung des Tiergartens kommt nicht in Frage. Man werde wohl mit dem Hochwasser leben müssen, meint Filz. Der Biologe plant daher, die Tierhäuser aufzustocken, um Platz für Ausweich-Käfige zu schaffen. Außerdem möchte er u.a. hochwassersichere Elektroinstallationen anbringen. Doch dazu bedarf es weiterer Spenden.

Text und Fotos: Mathias Orgeldinger

WISSENSWERTES

Öffnungszeiten:

27. Okt. 2013 – 28. Feb. 2014: 10 – 16 Uhr

1. – 29. Mrz. 2014: 9 – 17 Uhr

30. Mrz. – 25. Okt. 2014: 9 – 18 Uhr

Eintritt:

Erwachsene: 4,50 Euro

Ermäßigte: 3,50 Euro

Kinder (3–15 Jahre): 2,50 Euro

Kontakt:

Tiergarten Bernburg

Krumbholzallee 3

06406 Bernburg (Saale)

Tel. 03471/35 28 16

www.tiergarten-bernburg.de

Spendenkonto:

Empfänger: Förderverein Tiergarten Bernburg

Konto-Nr.: 370 049 179

Salzlandsparkasse, BLZ 800 555 00

Verwendungszweck: Hochwasser

Lage:

Bernburg (Saale) liegt in der Magdeburger Börde in der Mitte Sachsen-Anhalts an der Saale, 45 Kilometer südlich von Magdeburg und 40 Kilometer nördlich von Halle.

Tierisch gute Stars

Dokumentarfilmer Markus Schmidbauer braucht sehr viel Geduld mit seinen Darstellern

Geduld und Ausdauer sind Eigenschaften, ohne die ein Dokumentarfilmer in der Tierwelt keine Chance hat. Markus Schmidbauer ist einer von ihnen. Er ist die Ruhe in Person, dreht für die ARD und Arte. Im Tiergarten Nürnberg setzte er Flocke und das Panzernashorn Albrecht in Szene.

Herr Schmidbauer, wie lange können Sie still sitzen bleiben?

Markus Schmidbauer: Ich glaube, einige Stunden schaffe ich das schon. In meiner Arbeit geht es nicht ohne Geduld und eine ruhige Hand.

Sie legen sich mit ihrem Partner Paul Hien auf die Lauer und warten, bis ein Tier vor die Kamera läuft ...

Schmidbauer: So verkürzt würde ich das nicht darstellen. Mir geht es darum, einmalige Bilder einzufangen und vor allem weiterzugeben. Ich nehme wahr, dass leider immer weniger Menschen Kenntnisse von Tieren aller Couleur haben. Mit meinen Filmen will ich das Wissen darüber in die Köpfe bringen.



Markus Schmidbauer hat auch Panzernashorn Albrecht in Szene gesetzt.

Gab es ein Schlüsselerlebnis, das den Grundstein für Ihre Arbeit gelegt hat?

Schmidbauer: Ich war schon als kleiner Junge ein Beobachter in der Natur. Meine Kindheit verbrachte ich in Amberg in der Oberpfalz. Ich hab damals bereits die Ruhe genossen und den Vögeln bei ihren Konzerten zugehört. Ich fand und finde das heute noch tiefenentspannend. Dafür bin ich stets an einen bestimmten Weiher geradelt, um vom Hochsitz aus die Tiere beobachten zu können. Mit sechs Jahren besaß ich schon ein Terrarium, in dem ich das Verhalten von Fröschen, Molchen und Eidechsen erforschte.

Prägende Erlebnisse, die wohl auch Ihren Berufswunsch beeinflussten?

Schmidbauer: Ich dachte als Sechsjähriger sicher nicht, Tierfilmer zu werden. Aber der Wunsch, Biologie zu studieren, kristallisierte sich schon sehr früh heraus. Ich studierte in Regensburg, mein Diplom machte ich in München.

Und dann griffen Sie zur Kamera?

Schmidbauer: Zur Kamera griff ich bereits in meiner Schulzeit: Für meine Facharbeit untersuchte ich, wie sich Mäuse trainieren lassen. Die Arbeit hielt ich mit meiner alten Super-8-Kamera fest. Lange bevor es Videokameras gab.

Und dann?

Schmidbauer: Ich arbeitete zunächst

als einer der sogenannten Biber-Manager in Nordbayern. Ihre Aufgabe ist es, sich für die streng artengeschützten Tiere bei Land-, Forst- und Wasserwirtschaft einzusetzen und die auftretenden Konflikte zu lösen. Doch dann zog mich die Familie in die südlichen Gefilde Bayerns – und die gleichzeitige Möglichkeit, beim BR als Tierfilmer zu arbeiten.

So konnten Sie einen alten Traum verwirklichen, oder?

Schmidbauer: So ähnlich. Zum professionellen Tierfilmer kam ich vor dreizehn Jahren. Kurioserweise doch wieder in Nordbayern, genauer: im Nürnberger Tiergarten. Hier stieß ich auf das Panzernashorn Albrecht, das einen Ortswechsel vor sich hatte, den ich nach Frankreich begleitete.

Sie filmen nun unter anderem für die ARD und Arte – ist das lukrativ?

Schmidbauer: Wir können davon leben. Aber ich darf die Zeit, die ich für die Produktionen benötige, nicht in Stundenlohn umrechnen – da werde ich nicht glücklich. Ein Beispiel: die Arte-

Produktion „Wildes München“. Allein drei Wochen lang haben wir mit der Kamera vor einem Baum im Englischen Garten gewartet, bis die jungen ostasiatischen Mandarinenten ihre Bruthöhle verlassen und aus siebzehn Metern Höhe auf den Boden plumpsen, um in die weite Welt aufzubrechen.

Sie filmen aber nicht nur in Bayern.

Schmidbauer: Nein, jetzt werde ich sechs Wochen lang wieder weg sein, erst auf Java, dann auf Sumatra. Paul Hien und ich drehen dort einen Film über Java-Nashörner, die kaum ein Mensch zu Gesicht bekommt. Die Tiere sind vom Aussterben bedroht, es gibt nur noch vierzig auf der ganzen Welt.

Was sagt denn die Familie dazu, wenn Sie so lange unterwegs sind?

Schmidbauer: Das ist schon eine starke Belastung. Ich vermisse dann immer meinen Sohn, der ist sieben Jahre alt. Kontakt per Telefon ist oft gar nicht möglich, weil im Ausland meist kein Netz vorhanden ist. Selbst mit einem Satellitentelefon ist die Zeitverschiebung ein Problem: Tagsüber, bei den Dreharbeiten, schläft der Kleine in München tief und fest. Ich habe mir fest vorgenommen, in Zukunft nicht länger als vier Wochen weg zu sein.

Interview: Alexander Brock

Foto: Uwe Niklas



Seit August ist der Tiergarten Bernburg wieder geöffnet.

Verdufte, du stinkst mir!

Bei Tieren spielt der Geruchssinn in der Kommunikation untereinander eine wesentlich größere Rolle als bei den Menschen
Paviane besitzen eine ausgeprägte Streitkultur – Delphine verständigen sich über ihre Körperhaltung und durch Laute

Die biologische Grundausstattung von Ameisen ermöglicht faszinierendes: Dank Duftspuren aus Pheromonen, welche Ameisen auf ihrer Suche nach Futterplätzen hinterlassen, kennen auch ihre Artgenossen den kürzesten Weg dorthin. Je kürzer der Weg, desto öfter wird er von derselben Ameise zurückgelegt und umso markanter wird der Duftpfad, dem alle folgen.

Diese Schwarmintelligenz ist so überzeugend, dass die Menschen sie kopieren: Wir optimieren Logistikrouten, die Auslastung von Produktionsstätten sowie Internet- und Telefonnetzwerke nach derselben Methode. Der italienische Biologe Marco Dorigo hat den Ameisen-Algorithmus vor gut zwanzig Jahren als entsprechendes Lösungsmodell unter dem Namen ACO (Ant Colony Optimization) vorgestellt.

Das Original ist zu jeder Tages- und Nachtzeit im Manatihaus zu sehen. Die südamerikanischen Blattschneiderameisen folgen pausenlos der stärksten Pheromonspur. Dank einer Acrylscheibe und durchsichtigen Schläuchen können Besucher sie bei ihrer Arbeit im Nest beobachten. Draußen sammeln die Weibchen fleißig Blattstücke und tragen sie zurück ins Nest. Sie zerkauen die Blätter und verwenden das Konzentrat als Nährboden für einen Schimmelpilz, von dem sie sich ernähren.

Pheromone steuern uns

Pheromone steuern auch uns Menschen. Sie sind bei der Wahl unserer Beziehungen entscheidend. Wir „riechen“ und mögen uns – oder eben nicht. Unser Verhalten und die Art, wie wir mit unserem Gegenüber kommunizieren, sind maßgeblich von diesen Botenstoffen beeinflusst.

Im Vergleich zu den Tieren schneidet der Mensch auf fast allen Kommunikationsebenen mittelmäßig ab. Unsere Stärke liegt in der Verarbeitung der Sinneseindrücke und im Folgern und Mitteilen von Erkenntnissen. Die Tiere haben sich an ihre Lebensräume und Anforderungen angepasst und dabei ausgeklügelte Fähigkeiten entwickelt.

Haifische besitzen nicht nur einen siebten, sondern sogar einen achten Sinn. Sie sind die absoluten Meister der Sinneswahrnehmung. Zusätzlich zu den uns bekannten „menschlichen“ Sinnen nehmen sie Schallwellen und elektrische Spannungen wahr. Die Muskelkontraktion eines in der Nähe



schwimmenden Lebewesens erzeugt ein biomagnetisches Feld. Die kleinste Bewegung reicht aus, um Haien Ort und Entfernung der potenziellen Beute mitzuteilen.

Delphine verfügen über ein Biosonar. Sie senden Ultraschallwellen aus und empfangen das Echo in Form eines dreidimensionalen Abdrucks der Umgebung. Auch Fledermäuse navigieren auf diese Weise.

Delphine leben gerne ihren Spieltrieb aus. Das schätzt auch Armin Fritz, Revierverantwortlicher von Manatihaus und Delphinlagune im Nürnberger Tiergarten: „Tümmler sind neugierige und wohlwollende Tiere. Sie suchen den Kontakt zu uns Pflegern und den Besuchern. Wer sich mit ihnen an der Unterwasserscheibe ‚unterhält‘, bemerkt gleich, wie interessiert und verspielt sie sind.“

Sie verständigen sich untereinander über ihre Körperhaltung und durch Laute. Jeder Delphin hat einen ganz eigenen Pfiff, den er in den ersten Lebensmonaten entwickelt. So fällt es leicht, mit Artgenossen Kontakt aufzunehmen. Die freudigen Pfiffe sind von Weitem gut zu hören. Auch die Pfleger können die Tiere an ihren Lauten unterscheiden und wissen, wann die beiden Delphindamen Anke und Sunny am Plappern sind. Bei ihrem „menschlichen“ Namen erkennen sich die Tiere nicht. „Wir kommunizieren meis-



Mal freundliches Flohen (Foto oben), mal ein lautstarker Brüller: Paviane verständigen sich immer mit eindeutigen Gesten.

tens über Handzeichen mit ihnen, und auch das Schwimmen im Becken ist eine Form des Austauschs“, betont Armin Fritz. Das Wesen der Delphine erleichtert die Trainingsarbeit sehr. Tiere, die von Natur aus misstrauisch sind, bräuchten viel mehr Zeit, um Vertrauen zu gewinnen.

Moby ist der älteste der acht Nürnberger Großen Tümmler. Er ist seit Beginn der Delphinhaltung am Schmausenbuck im Jahr 1971 dabei und 53

Jahre alt. Ein Alter, das freilebende „Flipper“ nur selten erreichen. In der Delphinlagune gibt es zwar kein offizielles Leittier, aber Moby strahlt durch seine Körperhaltung und ruhige Art das aus, was Menschen als „weise“ bezeichnen. Spielen liebt er noch genau so wie in seinen jungen Jahren. Typisch für die Meeressäuger: Sie behalten ihren Spieltrieb ein Leben lang bei.

Wenn sich ein Tier absondert, ist dies ein Zeichen für Unstimmigkeit. Auch wir mögen nicht spielen, wenn wir uns unwohl fühlen. Zähneknirschen und mit dem Unterkiefer klappern bedeuten Ablehnung oder Aggression. Das kommt im Familienverbund der Delphine selten vor.

Eine regelrechte „Streitkultur“ pflegen hingegen die Paviane. Für sie ist das Kräftemessen ein tägliches Stelldichein. Denn der Rang entscheidet über die Achtung innerhalb der Gruppe.

Paviane sind sehr soziale Tiere, die auf vielfache Art und Weise miteinander kommunizieren. Ihre Körperhaltung und ihr Gesichtsausdruck sprechen Bände. Sich anstarren und das Herzeigen der Eckzähne sind Drohgesten, die unter Artgenossen entsprechend verstanden werden.

Laute Schreie haben je nach Höhe und Intensität eine ganz andere Bedeutung. Es werden Freunde gesucht, Konkurrenten eingeschüchtert und Kämpfe lautstark untermalt. Mischka und Puchok sind die aktuellen Chefs

im Nürnberger Paviangehege. Sie hatten sich lange heftig gestritten – bis sie schließlich merkten, dass ihnen nur ein Bündnis hilft, um jüngere, aufstrebende Männchen zu dominieren. Und davon gibt es jede Menge.

Je größer die Horde, desto eher bilden sich kleine Grüppchen, die auch um ihre Berechtigung kämpfen. Gerade den Weibchen wird das oft zu viel, weiß Dagmar Fröhlich, stellvertretende Revierleiterin des Affen- und des Giraffenhauses. Unklare Verhältnisse und Machtkämpfe unter den Männchen versetzen auch die Weibchen in höchsten Aufruhr. Ein Hierarchiewechsel bei einem Männchen kann für sie ebenfalls zu einer Statusveränderung führen. Darum schließen auch die Weibchen Koalitionen und haben – wenn möglich – ranghöhere Freunde, die herbeieilen, wenn Streit in der Luft liegt.

Misstrauisch und hysterisch

Das Verhalten von Pavianen zu ihren Jungtieren hat verblüffend viel Ähnlichkeit mit dem Menschen. Pavianbabys werden von der Familie begutachtet und mit liebevollen Lauten gehätschelt. Und natürlich wird bei der Gelegenheit geprüft, was es für ein Geschlecht hat: einmal am Bein hochgezogen und nachgesehen. Ein entscheidender Unterschied ist aber die Verständigung durch Sprache. Einen guten Draht zu den Tieren pflegen und mit ihnen sprechen, ist praktisch unmöglich, meint die Tierpflegerin: „Paviane sind sehr misstrauisch, hysterisch veranlagt und mögen es nicht, wenn man sie anspricht.“ Wer zu lange hinsieht, provoziert sie.

Die Tierpfleger halten sich nie gemeinsam mit den Pavianen im Gehege auf. Die Tiere sind nicht zimperlich im Austeilen. Sie beißen ihren Artgenossen im Kampf tiefe Wunden. Erstaunlicherweise kann ihr Immunsystem auch schwere Verletzungen ohne medizinische Hilfe heilen. Eingegriffen wird nur im absoluten Notfall. Denn sobald ein Pavian ein paar Tage aus der Gruppe genommen wird, hat das Tier seinen Rang verloren. Es muss von vorne anfangen und kann sich auch nicht auf seine Freunde verlassen.

Kontaktaufnahme über die Fellpflege

Neben der harten Tour spielt auch die ganz sanfte eine wichtige Rolle. Paviane helfen sich gegenseitig bei der Fellpflege. Höhergestellte Tiere genießen dabei die Behandlung durch Affen mit niedrigerem Rang. Ein Männchen kann auf diese Weise den Kontakt zu einem Weibchen suchen und dessen Bereitschaft fördern, sich mit ihm zu paaren.

Auch wenn einige tierische Gesten und Verhaltensweisen an menschliche erinnern, so gehört eine Kommunikation wie die menschliche nicht zum Verhaltensrepertoire der Tiere. Wir nehmen das wahr, was wir mit unserer Sprache und Kultur verstehen. Doch vieles bleibt uns verborgen. Eines ist Menschen und Tieren gemeinsam: „Wir können nicht nicht kommunizieren“, wusste schon Paul Watzlawick.

Text: Andrea Wuchner
Fotos: Uwe Niklas (2),
Petra Nachtrab



Kontaktaufnahme an der Unterwasserscheibe des Blauen Salons – Delphine sind neugierig.

Von wegen kalt und glitschig

In speziellen Seminaren können die Teilnehmer lernen, ihre Angst vor Schlangen zu überwinden
Selbst die Bisse von Kreuzottern sind weit weniger gefährlich, als manche Menschen meinen

Sie gehen nicht, sie kriechen. Sie blinzeln nicht, sie starren. Auch deshalb fürchten sich viele Menschen vor Schlangen. Ein Seminar und Experten gehen der Angst auf den Grund.

Es ist nicht immer ein „Igit“ oder ein „liih“, das Ursula Riedinger zeigt, was Sache ist. Oft genügt ein Blick in die Augen ihres Gegenübers, wenn sie die lange, gelb-schwarze Schlange zeigt, die die Zunge herausstreckt. Dann sieht Riedinger die Reaktion, die von Anspannung bis Panik reichen kann. Ausgelöst durch Angst vor Schlangen – auch wenn die aus Stoff sind. Ursula Riedinger ist Tierpflegerin im Münchner Tierpark Hellabrunn, Heilpraktikerin für Psychotherapie und tiergestützte Therapeutin. Seit eineinhalb Jahren leitet sie die Seminare gegen Schlangen- und Spinnenphobie im Tierpark. Inzwischen hat sie etwa 50 Teilnehmer begleitet, die sich ihrer Angst stellten. Mit Erfolg.

„Erfolg“ heißt bei Riedinger, „dass fast alle ihr persönliches Ziel erreicht haben“. Ein solches muss jeder, der den achtstündigen Kurs besucht, vorab formulieren. Das heißt eben nicht, dass später jeder eine Schlange herzt. Manchen reicht es bereits, wenn sie sich im selben Raum wie das Tier aufhalten können.

Und doch: Die meisten strecken am Ende des Tages die Hand aus, lassen die (dann echte) gelb-schwarze Schlange darüber gleiten. Warum? „Weil sie Vertrauen zum Tier gewonnen haben.“ Und ihrer Angst auf den Grund gegangen sind. Schritt eins dahin sei die Anmeldung, sagt Riedinger. „Dass man auf Menschen

trifft, die ähnlich empfinden, hilft.“ Viele können einen Satz nicht mehr hören: „Stell dich nicht so an!“ Das sagt hier keiner. Stattdessen versucht jeder zu Beginn, den Grund seiner Angst kurz zu erklären. „Das können Erlebnisse sein, oft sind es auch Bezugspersonen, ein Elternteil zum Beispiel, der sich ebenfalls vor Schlangen oder Spinnen fürchtet“, meint die Tierpflegerin. Nicht selten sind es aber andere Ängste, die auf die Tiere projiziert werden. Als Ventil. „Manche haben Angst, obwohl sie nie mit einer Schlange in Berührung gekommen sind.“

Die Angst ist nicht vererbt, sie ist erlernt – da ist Helmut Mägdefrau sicher. „Natürlich ist diese Angst nicht, ich kann es nur noch nicht beweisen“, sagt der stellvertretende Leiter des Tiergartens. Auch wenn er erste Tests in der Familie bereits durchgeführt hat. An Nichten, Neffen und seinen Kindern. Die hat er schon früh mit den Kriechtieren in Berührung gebracht. Angst vor den Tieren hatten die verwandten Versuchspersonen bisher nie.

Klar, sagt Mägdefrau, sei die Erziehung kompliziert. „Erst muss ich dem Kleinkind Angst vor einer Schlange machen, dann aber später, wenn die Jungen und Mädchen etwas älter sind, auch klarmachen, wie man mit Schlangen umgehen kann.“ Also nicht anfassen, sondern beobachten. Und weiter keine Angst haben.

Der Biologe erzählt eine Geschichte, die ein paar Jahre zurückliegt. „Es war am Tag der Eröffnung des Gorilla-Hauses“, erinnert er sich, „da kam ein vielleicht zwölf Jahre alter Bub zu mir, weil er von einer Kreuzotter gebissen wurde.“ Der junge Zoobesucher entpuppt sich als Experte, erklärt, woran er die Giftschlange erkannt hat, dass der Biss ein Unfall gewesen sei. Die Kreuzotter sei überfahren worden, er habe sie nur von der Straße weglegen wollen. Und er sagt dann einen Satz, der für Mägdefrau bezeichnend ist. „Der Junge bat mich, seine Mutter nicht anzurufen, die würde sich unnötig aufregen.“ Für den Schlangenspezialisten der Beweis, wie viele Vorurteile gegenüber diesen Tieren herrschen – und wie übertrieben die Panik ist.

Mägdefrau kennt Gründe, wieso gerade Schlangen eine solche Furcht auslösen. „Sie haben keine Füße, und allein die kriechende Fortbewegung ist vielen suspekt.“ Schwer gewöhnt sich mancher auch an den „starren Schlangenblick“.



Keine Angst vor der Kornnatter: Das ist das Ziel des Trainings.

Der entsteht, weil die Augenlider von Schlangen zurückgebildet sind. Den Eindruck verstärken bei vielen Arten die Schlitzpupillen. Wie bei der Kreuzotter, die nicht nur im Tiergarten zu Hause ist. Sondern auch im Nürnberger Südwesten, am Eibacher Damm. Dort sorgen sich die Anwohner, nachdem die Schlangen immer öfter gesichtet werden.

„Kreuzotter kann nur eine Maus töten“

Aber Mägdefrau und auch Günter Hansbauer geben Entwarnung. Hansbauer leitet den Arten- und Biotopschutz von Amphibien und Reptilien im Bayerischen Landesamt für Umwelt. Er kümmert sich um die angesiedelten Schlangengattungen. Neben der Kreuzotter sind das Ringel-, Schling- und die seltenere Äskulapnatter. Giftig ist nur die Kreuzotter. Aber: „Ihre Giftmenge langt nur, um eine Maus zu töten.“

Menschliche Todesfälle durch Kreuzotterbisse liegen lange zurück. Grund aber war fast immer nicht das Schlangengift, sondern die mit dem Biss einhergehende Blutvergiftung. Die wird heute mit Antibiotika behandelt. Wer gebissen wird, sollte trotzdem in die Klinik gehen, raten die Fachleute. Dass es zum Biss kommt, ist ohnehin unwahrscheinlich – darin sind sich die Experten einig.

„Schlangen sind unheimlich scheu, sie beißen nur, wenn sie in die Enge getrieben werden oder jemand drauftritt.“

Geschützt werden – und das ist Hansbauers Aufgabe – müsse vielmehr die Kreuzotter, auf die noch vor 100 Jahren mit einer Kopfprämie Jagd gemacht wurde. Inzwischen ist das Töten der geschützten Tiere eine Straftat. Immer wieder registriert Hansbauer jedoch Verstöße. Wie die sieben erschlagenen Kreuzottern im Nürnberger Süden in diesem Jahr, die eine lebhaftige Debatte ausgelöst haben.

Hansbauer und Mägdefrau würden sich wünschen, dass die Nürnberger stolz sind auf die seltene Population. Das ist auch das Ziel bei Ursula Riedingers Seminar. Denn: „Alles Gelernte kann man auch wieder verlernen“, sagt die Tierpflegerin. Ihr Tipp: Atemtechnik trainieren, um nicht in Panik zu geraten. „Ziel ist, in die ruhige Bauchatmung zu kommen.“ Dann geht es in drei Schritten ans Tier: erst als Stoffpuppe, dann als Plastknachbildung, schließlich warten echte Schlangen und Spinnen. Jeder bricht ab, wann er will. Das tun die wenigsten. Sie merken, „dass eine Schlange gar nicht glitschig ist“. Die Angst ist dann vielleicht noch da. Aber sie ist unter Kontrolle.

Text: Timo Schickler
Fotos: Tierpark Hellabrunn; Archiv Nürnberger Presse/ Eduard Weigert



Schlangen-Expertin Ursula Riedinger

BUCHTIPP UND RÄTSELFRAGE

Tierwelt Live

Über ein Vierteljahrhundert hat Heinz Sielmann im Fernsehen mit seinen „Expeditionen ins Tierreich“ fasziniert. Seit April ist das Vermächtnis des 2006 verstorbenen Biologen und Verhaltensforschers als vierteljährliches Magazin auf dem Markt. *Tierwelt live* zeigt die Welt aus der Sicht der Tierfilmer und Naturfotografen. Deutschlands führender Tierfilm-Produzent und ein junger Hamburger Verlag haben sich zusammengesetzt, um die Wissenslücke zu schließen, die sich oft hinter den grandiosen Bildern auftut. Mit im Boot ist auch die Heinz-Sielmann-Stiftung, die eine Vielzahl von Arten- und Naturschutzprojekten betreut.

Tierwelt live berichtet aus dem Alltag der Tierfilmer, stellt neue oder vom Aussterben bedrohte Arten vor, porträtiert Wissenschaftler, lässt Prominente über ihre Naturerlebnisse plaudern und gibt Tipps zum Mitmachen in Sachen Naturschutz. Ein 30-Seiten-Spezial widmet sich zum

Beispiel dem Mythos Wald. Und wer trotz großartiger Fotos nicht auf sein gewohntes „Fernsehformat“ verzichten möchte, kann sich Videoclips zu ausgewählten Geschichten via QR-Code auf sein Smartphone laden.

Text: Mathias Orgeldinger



Gewinnspiel: Wer ist der Biologe?

Gewinnen Sie ein Jahresabo der *Tierwelt live*!

Die neue Zeitschrift entsteht in Kooperation mit einer Stiftung, die eine Vielzahl von Arten- und Naturschutzprojekten betreut. Deren 2006 verstorbener Namensgeber gehört noch heute zu den in Deutschland berühmtesten Kennern der Tierwelt.

Rätselfrage: Wie hieß dieser deutsche Biologe und Verhaltensforscher, Tierfilmer und Publizist?

Zu gewinnen gibt es drei Jahresabonnements der Zeitschrift *Tierwelt live*.

Schreiben Sie das Lösungswort, Ihren Namen und Ihre Adresse auf eine Postkarte und schicken Sie diese bis 13. Dezember 2013 (Poststempel gilt) an:



Tiergarten Nürnberg
Am Tiergarten 30
90480 Nürnberg
Stichwort: Rätsel Tiergartenzeitung.
Oder senden Sie eine E-Mail an:
tiergartenzeitung@googlemail.com
(Betreff: Rätselfrage)

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Auflösung der Rätselfrage aus *Tiergartenzeitung* Nr. 6:
Die Tiergartenbahn fährt seit Dezember 2007. Den Gewinnern wurden die insgesamt 20 verlost VGN- und VAG-Tagestickets zugesandt. Mehr als 400 richtige Einsendungen und E-Mails erreichten die Redaktion der Tiergartenzeitung.

Termine

Do., 7. November 2013, 19.30 Uhr
Abenteuer Ostgrönland – eine digitale Bilderschau. Vortrag von Fritz und Gabi Stucke, Happurg

Do., 28. November 2013, 19.30 Uhr
Der bedrohte Küstenotter (*Lontra felina*) in Peru. Vortrag von Dr. Juan Valqui vom Yaqu Pacha Team Peru

Adventswochenenden und Heiligabend von 11 bis 15.30 Uhr

„Lebende Krippe“ im Kinderzoo mit Schaf und Esel, Maria und Josef und den Hirten. Die Weihnachtsbude am Kinderzoo sorgt für das leibliche Wohl. Ein stimmungsvoller Lichterzug findet am Samstag, 14. Dezember 2013, um 16.30 Uhr ab Haupteingang statt (Erwachsene 4 Euro, Kinder frei). Zur Waldweihnacht lädt die Mögeldorf Kirchengemeinde am Sonntag, 22. Dezember 2013, um 16 Uhr (Haupteingang).

Do., 16. Januar 2014, 19.30 Uhr
Die Eingewöhnung der Bewohner in der Lagune und in Manati-Haus im Tiergarten Nürnberg. Vortrag von Sarah Bucherer, Andreas Fackel, Christiane Thieme, Tiergarten Nürnberg

Donnerstag, 13. Februar 2014, 19.30 Uhr
Zeitgemäße Jagd, gibt es das? Eine Antwort ist der ökologische Jagdverein (ÖJV). Vortrag von Dr. Wolfgang Kornder, Markt Nordheim

Mi., 26. Februar bis So., 2. März 2014
Der Tiergarten präsentiert sich und seine Vereine mit einem Stand auf der Freizeit 2014 der Messe Nürnberg. Tierpfleger berichten über ihre Arbeit.

Rosenmontag, 3. März und Faschingsdienstag, 4. März 2014
Fasching im Tiergarten. Freier Eintritt für Kinder (bis 13 Jahren) mit tollen Verkleidungen.

Do., 13. März 2014, 19.30 Uhr
Zoologische Impressionen einer Israel-Reise. Vortrag von Dipl.-Biologe Klaus Rudloff, Tierpark Berlin

Do., 10. April 2014, 19.30 Uhr
Moderne Zookonzepte in Dänemark präsentiert Björn Jordan vom Verein der Tiergartenfreunde Nürnberg

Vorschau: 2014 – 75 Jahre Tiergarten am Schmausenbuck
Im Mai feiert der Tiergarten das 75-jährige Bestehen am Schmausenbuck. Über das Jahr verteilt finden Veranstaltungen für Klein und Groß statt.

Culinartheater
1996 gegründet, wird das Culinartheater im Tiergarten im kommenden Jahr erwachsen und feiert mit Wiederaufnahmen erfolgreicher Stücke im Tiergartenrestaurant Waldschänke. Infos unter www.theater-im-tiergarten.de

Hinweis: Alle Vorträge finden im Vortragssaal im Naturkundehaus des Tiergartens Nürnberg statt. Der Eintritt ist frei.

INFORMATIONEN
ZUM TIERGARTEN
N Ü R N B E R G

Öffnungszeiten:
täglich 9.00 Uhr–17.00 Uhr
Schließung der Tierhäuser: 16.15 Uhr

Tiergarten Nürnberg
Am Tiergarten 30
90480 Nürnberg
Infotelefon: 09 11 / 5454-6
E-Mail: tiergarten@stadt.nuernberg.de

Präsentationen von Delphinen und Seelöwen:
Zeiten unter www.tiergarten.nuernberg.de und auf den Monitoren im Tiergarten